

Imprimatur. Paderbornae, d. 28. m. Januariis 2008
Nr. A 58-21.00.2/803. Vicarius Generalis Alfons Hardt

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Umschlagbild: Egbert Verbeek, Fenster „Licht“ im Oratorium
des Erzbischöflichen Priesterseminars Paderborn, 2000

Umschlaggrafik: Sabine Pelizäus, BDKJ GmbH Paderborn

ISBN: 978-3-89710-378-8

© 2008 by Bonifatius GmbH Druck · Buch · Verlag Paderborn

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in elektronische Systeme.

Gesamtherstellung:
Bonifatius GmbH Druck · Buch · Verlag Paderborn

Inhalt

Hans-Josef Becker
Zum Geleit 15

Peter Klasvogt – Heinrich Pompey
Das Wort kehrt nicht leer zurück
Vorwort 18

Teil I

Deus caritas est
„Nehmt Gottes Melodie in euch auf“
Liebe, die sich mitteilt

Einführung 22

Paul-Josef Kardinal Cordes
„So sehr hat Gott die Welt geliebt ...“
Programmansage für eine Kirche, die liebt –
Die Enzyklika Benedikts XVI. 24

Karl-Heinz Menke
„Die Liebe Christi drängt uns“
Der theologische Ort der Enzyklika „Deus caritas est“ 47

Klaus Baumann
„Liebe ist möglich ...“ (DCE 39)
Zur anthropologischen Dimension der Enzyklika
„Deus caritas est“ 67

Karl Gabriel
„Wenn Liebe Gestalt gewinnt“
Ekklesiologische, pastorale und sozialetische
Implikationen der Enzyklika 85

Isidor Baumgartner

„Seht, wie sie einander lieben“

Wirkmächtig oder folgenlos?

Überlegungen zu einer diakonischen Pastoral 99

Teil II

Ecclesia caritas est

„Bringt die Saiten der Kirchen-Lyra zum Klingen“

Liebe, die die Welt verändert

Einführung 114

1. Praxisfeld: Diakonische Gemeinde

Diakonisch handeln – spirituell wachsen

Gemeinde in der Spur des Evangeliums 116

Ruedi Beck

Wo aus dem Getto ein Zuhause wird

Lebensraum Gemeinde – integrationsfördernd und

identitätsstiftend 116

Christian Laubhold

Lebenszeugnis: Bei den Armen in die Schule gehen

Sozialer Brennpunkt als Lernfeld der Seelsorge 122

Michael Paetzold

Wenn nicht wir, wer dann?

Von einer Gemeinde, die es nicht zulassen wollte, dass ihr

Stadtviertel unter die Räder kommt 128

Paul M. Zulehner

Gemeinde lebt, die liebt

Anmerkungen zum Modell einer diakonischen Pastoral 142

Udo F. Schmälzle

Salz der Erde?

Wie Gemeinden spirituell wachsen, wenn sie diakonisch

zu handeln beginnen 147

2. Praxisfeld: Organisierte Caritas

Helfen als Beruf – Christsein als Begegnung

Zur Spiritualität karitativ engagierten Handelns 163

Joachim Reinelt

Einführung:

Das Antlitz des Liebenden – Das Antlitz des Geliebten

Begegnung mit dem Gekreuzigten und das Geschenk

inneren Friedens 163

Eduard Bauer

Spiritualität als Marke

Mitarbeiterschulung in karitativen Einrichtungen:

Ein kirchlich-spirituelles Trainee-Programm 166

Nina Wagener-Flöhr

Unterscheidend christlich?

Helfen aus Berufung – eine Frage der Einstellung?

Zur Spiritualität von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im

Dienst der Caritas 183

Ralf Haderlein

Damit auch „katholisch“ drin ist, wenn es drauf steht

Zum Proprium kirchlicher Einrichtungen –

Kirchliches Selbstverständnis und rechtliche Klarstellungen . 189

Norbert Feldhoff

„Bei euch aber sollte es mindestens so sein ...“

Zur bleibenden Herausforderung kirchlicher Einrichtungen . 207

Ralf Haderlein

Eine Kirche, die nicht dient, dient zu nichts

Thesen zum Proprium kirchlicher Einrichtungen 213

3. Praxisfeld: Menschliche Krisensituationen
Menschlich begleiten – geistlich orientieren
Kirchliche Präsenz in prekären Lebenssituationen 220

Werenfried Wessel
Lebenszeugnis: An der Grenze des Lebens – zur Fülle des Lebens
Beistand und Seelsorge im Angesicht des Todes 220

Anja Kordik
In der Armut des Lebens – der Reichtum des anderen Lebens
Zuwendung als Gestus der Menschlichkeit 223

Christa Pesch
In der Krise des Lebens – zum Fürsprecher des Lebens
In gemeinsamer Verantwortung zum Engagement verpflichtet – Not- und Konfliktsituationen schwangerer Frauen – und ihrer Männer 228

Mathias Kaps – Katharina Göbel-Groß
Angesichts der Bedrohung des Lebens – zum Anwalt des Lebens
Stark ohne Gewalt – Von der verwandelnden Kraft der Musik 235

Medard Kehl
„So soll euer Licht vor den Menschen leuchten ...“
Für eine menschenfreundliche Kirche 243

4. Praxisfeld: Resozialisierung
L(i)eben lernen an der Grenze des Scheiterns
Resozialisierung als Lebenshilfe 254

Hans Stapel
Was im Kleinen begann, zieht weltweit Kreise
Fazenda da Esperança – ein Erfolgsmodell 254

Peter Klasvogt
Wo der Himmel der Erde näher scheint
Die therapeutische Dimension des Evangeliums
Anmerkungen zu einem ungewöhnlichen Therapiekonzept . . 260

Hans Stapel
Lebenszeugnis: Den anderen bei sich aufnehmen – mit unabsehbaren Folgen
Eine Pastoral der Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen . 272

Dokumentation
Die Botschaft der Hoffnung
Begegnung Papst Benedikts XVI. auf der Fazenda da Esperança 276

Andreas Kaczynski
Fazendas der Hoffnung
Eine Herausforderung für die verbandliche Caritas?! 283

Heinrich Pompey
Lebens- und Glaubensgemeinschaft
Die heilende Kraft und Inspiration der Fazenda da Esperança . 296

5. Praxisfeld: Migration
In der Fremde Heimat geben
Migration – Integration als gemeinsame Herausforderung . . 304

Vlada Safraider
Lebenszeugnis: „Eigentlich wollte ich überhaupt nicht nach Deutschland kommen ...!“ 304

Christian Heim – Johannes Stefan Müller
Zwischen den Ufern Brücken bauen
Integration – Herausforderung zur Beheimatung 306

Axel Bohmeyer
In der Fremde Heimat finden – Fremden Heimat geben
Phänomen Migration – Theologisch-ekklesiologische und sozioethische Zugänge 318

Lothar Roos

Brückenmenschen

Ein Integrationsmodell 324

6. Praxisfeld: Weltweite Solidarität

Sich aussetzen, um sich einzusetzen

Exposure-Programme – Solidarität auf Augenhöhe 336

Christa Fölting

Lebenszeugnis: Lifestory der Suraj Ben 336

Christoph Braß

Lebenszeugnis: Was ist Armut?

Selbsthilfe – Positive Rahmenbedingungen für
Armutsbekämpfung
Bolivien, 2002 344

Karl Osner

Solidarität – Mehr als eine Idee?

„Exposure Programme“ – ein Modell für Entwicklung
und Armutsbekämpfung 348

Marie-Luise Dött

Mikrofinanzen – Mehr als nur ein Modetrend

Christliche Unternehmer in solidarischer Verantwortung . . . 360

Ulrich Pöner

Im Angesicht der Armen

Gerechtigkeitsorientierte Politik und kirchliche
Mitverantwortung 363

Peter Klasvogt

Solidarität auf Augenhöhe

Von der gesellschaftsverändernden Kraft christlich
gelebter Überzeugungen 368

Teil III

Fides caritas est

**„In eurer Liebe sei
Christus wie ein Lied!“**

Liebe, in der Gott gegenwärtig wird

Einführung 384

1. Symphonischer Zusammenklang:

**Einheit in der Vielfalt: christozentrisches Kirchenbild
und polyphones Miteinander** 387

Heinrich Pompey

Wie im Himmel, so auf Erden

Wenn Liebe göttlich wird ... –
Kirche als Ikone der Dreifaltigkeit 387

Margareta Gruber

Freundschaft als Lebensform

Johanneische Grundlegung für eine diakonische Kirche 420

Karl Berkel

„Bei uns aber soll es nicht so sein“

Dienen als zentraler Begriff kirchlicher Verkündigung –
auch ihrer Organisationsstruktur? 436

Michael Bredeck

„Die Kirche als Instrument Gottes“

Ein Werkstattbericht zum Verhältnis von Organisations-
theorie und Theologie aus dem Praxisfeld eines
diözesanen Perspektivprozesses 448

2. Nachklang

**„In der Liebe verwurzelt und
auf sie gegründet“ (Eph 3,17)**

Die Liebe – Lebensprinzip der Kirche und Indikator für
Kirchlichkeit 467

Joachim Reinelt

Wenn die Liebe fehlt ...

Liebe als Organ der Gotteserkenntnis 467

Paul Josef Cordes

Gott ist im Kommen

Caritas als Aufgang der Gottesherrlichkeit 470

† *Klaus Hemmerle*

Glaubhaft ist nur die Liebe

Eine Martins- und eine Marienkirche 475

3. Schlussakkord:

„Liebe bewegt – und verändert die Welt.“

Faszination einer Kirche, die liebt 479

Hans-Peter Röthlin

Mitspielen – auch gegen Widerstände

Liebe, die sich nicht entmutigen lässt –

Eine Praxisanleitung 479

Peter Klasvogt

Weiterspielen – auch wenn es weh tut

Liebe, die bis zum Äußersten geht –

Eine Spiritualität der Gottesfinsternis 484

Dank 493

Tabula gratulatoria 494

*Das Wort kehrt nicht leer zurück
Antwort auf die Enzyklika „Deus caritas est“*

Papst Benedikt XVI. zum 80. Geburtstag gewidmet

Das Wort kehrt nicht leer zurück

Vorwort

Wenn der Himmel sich öffnet und Gott sich in seinem Wort zu erkennen gibt, so ist es ein Wort seiner unendlichen Liebe, die sich in seinem Sohn der ganzen Menschheit mitteilt: „Dieser ist mein geliebter Sohn. Auf ihn sollt ihr hören.“ Das Wort, der Menschheit aus dem geöffneten Himmel gesagt: in der Taufe Jesu und auf dem Berg der Verklärung, verweist auf den Einen und Einziggeborenen, der am Herzen des Vaters ruht und Kunde gebracht hat: die Kunde von Gott, der seinem Wesen nach Mitteilung, sich verschenkende und in sich einende Liebe ist. „Wie mich der Vater geliebt hat, so habe auch ich euch geliebt. Bleibt in meiner Liebe“ (Joh 15,20). Es ist die Kunde, die unbedingt verkündet werden muss, mit dem persönlichen Wort und der eigenen Existenz. Gott ist Liebe, und Leben unter dem geöffneten Himmel, in der Gefolgschaft Jesu, kann sich nicht anders ereignen als in der Liebe, die von Gott ausgeht und mit der menschlichen Liebe angereichert zu ihm zurückkehrt.

Wenn ein Papst etwas Wesentliches über Gott mitteilen will, dann kann er es nicht anders als im Verweis auf jene Liebe, die das Wesen Gottes ausmacht und sich den Menschen mitteilt: „Gott ist Liebe“ – *Deus caritas est*. Und so nimmt es nicht wunder, dass Papst Benedikt XVI. seine Antrittsenzyklika genau diesem Geheimnis Gottes widmet, in dem sich zugleich die tiefste Dimension des Menschseins wie das Wesen der Kirche aussagt. Gott ist Liebe, und Menschsein realisiert sich in dem Maße, als es sich von dieser Liebe Gottes erfassen lässt und selber Ausdruck dieser Liebe wird, in all ihren Dimensionen. So ist die Kirche die in Raum und Zeit hinein verdichtete Gemeinschaft derer, in denen und unter denen diese Liebe Gottes lebendig und wirksam ist – zum (sakramentalen) Zeichen für die Welt.

Dabei versteht sich von selbst, dass es sich bei den päpstlichen Worten nicht nur um einen theologisch und intellektuell anspruchsvollen Text handelt, der meditiert und reflektiert werden will, sondern der zugleich auch auffordernden und herausfordernden Charakter hat, insofern er gelebtes Christsein und kirchlich-karitative Praxis auf den Prüfstand von Authentizität und Glaubwürdigkeit stellt. Der Glaube des einzelnen wie das

Leben der Kirche müssen sich daraufhin befragen lassen, ob sie selbst auf der Höhe ihrer Berufung und Sendung sind als sichtbarer Ausdruck und berührbares Zeichen der Liebe Gottes.

Die Enzyklika „*Deus caritas est*“ zielt somit fundamental auf die Mitte christlichen Gottes- wie Kirchenverständnisses: jene von Gott ausgehende Liebe, die sich verschenkt und im Wesen der Kirche ihren adäquaten Ausdruck findet; d. h. Liebe, die unter dem Anhauch des Geistes die Herzen bewegt und dazu herausfordert und befähigt, jene Dynamik der Liebe mitzuleben. Dieser Herausforderung können sich auch die nachfolgenden Beiträge, die in ihrer Substanz auf eine Tagung in der Katholischen Akademie Schwerte aus Anlass des ersten Jahrestags des Erscheinens der Enzyklika zurückgehen, nicht entziehen. Es wäre zu wenig, sich hierbei nur in bloßen Analysen und theologischen Reflexionen zu erschöpfen. Vielmehr wollen die in dem vorliegenden Buch aufklingenden Beiträge die Aufforderungen und Anregungen des päpstlichen Schreibens annehmen und wie in einer Partitur die Grundmelodie des Christseins und Kircheseins auf je ihre Weise aufnehmen, variieren und symphonisch in drei Sätzen entfalten:

- „*Deus caritas est: Liebe, die sich mitteilt.*“ Am Anfang gläubiger Erkenntnis steht die schlichte Aufforderung, sich der Wirklichkeit Gottes zu öffnen, seiner Liebe inne zu werden und seine Melodie in sich aufzunehmen: als Resonanzraum, in dem diese Melodie aufklingen kann. Entsprechend steht hier am Anfang die Rezeption, die dem Anliegen Papst Benedikts XVI. auf den Grund geht, verbunden mit der Aufforderung: „*Nehmt Gottes Liebe in euch auf.*“
- „*Ecclesia caritas est: Liebe, die die Welt verändert.*“: Die aufgenommene Melodie der Liebe Gottes will im Herzen der Kirche und im Leben der Gläubigen ihren Widerhall finden, je neu variiert werden und symphonisch zusammenklingen. Daher werden exemplarisch Modelle christlichen Handelns vorgestellt und daraufhin befragt, ob und wie das „Liebestun der Kirche“ zu einer vertieften „Gemeinschaft der Liebe“ führt, die der Welt ein Lächeln abnötigt und sie im Innersten verwandelt: diakonische Spiritualität als Motor und Indikator kirchlicher Wachstumsdynamik: „*Bringt die Saiten der Kirchen-Lyra zum Klingen.*“
- „*Fides caritas est: Liebe, in der Gott gegenwärtig ist.*“: Der Liebe ist es nicht nur eigen, sich mitzuteilen und sich auszu-

breiten. Wo immer der Glaube manifest wird, im persönlichen Zeugnis wie in der gegenseitigen Liebe, da ist Gott selbst gegenwärtig: *Ubi caritas et amor, ibi deus est*. Dem entspricht der Anspruch des Christ- und Kircheseins, das erfüllt ist von der Anwesenheit des auferstandenen und erhöhten Herrn, wo immer die Seinen in Seinem Namen in brüderlich-geschwisterlicher Einheit beisammen sind: „*In eurer Liebe sei Christus wie ein Lied*“.

Gottes Wort, so bezeugt Jesaja, kehrt nicht leer zu ihm zurück, „*sondern bewirkt, was ich will, und erreicht all das, wozu ich es ausgesandt habe.*“ (Jes 55,11) Die Autoren aus ganz unterschiedlichen Kontexten kirchlicher Lebenswirklichkeit möchten Papst Benedikt XVI. für das Wort danken, das er unserer Kirche von Gott enthüllt und anvertraut hat: *Deus caritas est*. Es ist unser aller Wunsch, dass auch dieses Wort über Gott, das zugleich auch ein Wort über den Menschen und ein Wort über die Kirche ist, nicht leer zurückkehre, sondern eine Wirkungsgeschichte anstoße, die das Leben der Kirche und ihre sakramentale Präsenz in der Welt prägt und immer voller entfaltet.

Das Symposium, das zum Jahrestag des Erscheinens der Enzyklika *Deus caritas est* in der Katholischen Akademie Schwerte veranstaltet wurde, ist eine solche Lebensäußerung, die die Schallwellen des Wortes von Gott, der die Liebe ist, hineingetragen hat in die verschiedenen Lebensbereiche unserer Gesellschaft. Die vorliegende Buchpublikation, die die Tagungsbeiträge aufgreift und fortschreibt, sei daher Papst Benedikt XVI. zu seinem 80. Geburtstag gewidmet: „*Liebe bewegt – und verändert die Welt*“, verbunden mit dem Dank, dass der Heilige Vater mit seiner Enzyklika, und darüber hinaus mit all seinen Worten wie seinem persönlichen Lebenszeugnis, immer wieder dazu auffordert und ermutigt, die Lebensbewegung Gottes, jene der dreifaltigen Liebe, tiefer mitzuleben und „*mit enthülltem Angesicht*“ Gottes Herrlichkeit hineinzuspiegeln in die je unterschiedlichen Kontexte und Dimensionen unseres Lebens (vgl. 1 Kor 2,18).

Schwerte, am 24. Dezember 2007

Prälat Dr. Peter Klasvogt
Professor Dr. Heinrich Pompey

Wo der Himmel der Erde näher scheint¹

Die therapeutische Dimension des Evangeliums

Anmerkungen zu einem ungewöhnlichen Therapiekonzept

Wer heute einen der derzeit 45 Bauernhöfe des Sozialwerkes *Nossa Senhora da Gloria* besucht, auf denen weltweit mehrere tausend Drogen- und Alkoholabhängige auf Entzug sind und ein neues Leben beginnen, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass diese Orte etwas ausstrahlen, was man dort am wenigsten vermutet. Frauen und Männer, die meisten ehemals alkohol- oder drogenabhängig, aus der Prostitution oder dem kriminellen Gewaltmilieu kommend, die bei aller Unterschiedlichkeit der Lebenswege eines miteinander verbindet. Sie haben hier einen neuen Anfang gewagt, und man merkt ihnen an, dass sie ihre Würde und Lebensfreude wieder gefunden haben.

Das weckt Fragen nach dem therapeutischen Ansatz bzw. nach dem Konzept umfassender psychosozialer Hilfe, die spirituell begründet ist und Lebenshilfe sein will. Am Beispiel der Fazenda da Esperança unweit der brasilianischen Stadt Guaratingetá, gewissermaßen der Keimzelle dessen, was heute mehr eine weltweite Lebens-Bewegung als ein Verbund von Reha-Kliniken und Therapiezentren ist, sollen im Folgenden Elemente des umfassenden Therapiekonzepts vorgestellt werden.

1. Durchkreuzte Liebe

Jeder von ihnen hat seine Geschichte, jeder seinen ganz persönlichen Kreuz- und Leidensweg; oft genug verbunden mit der erniedrigenden Erfahrung, wie der letzte Dreck behandelt zu werden und sich selbst abstoßend zu finden. - Aber wenn man diesen jungen Leuten zuhört, dann sind es Lebensgeschichten, die ihren je eigenen Wendepunkt haben, zurück ins Leben. Menschen, die alle Tiefen einer Alkohol- oder Drogenabhängigkeit durchlitten haben - denen hier vielleicht zum ersten Mal das Gefühl gegeben ist, liebenswert zu sein, und die oft ungeahnte Kräfte entwickeln, auch ihrerseits auf andere zuzugehen, Verständnis, Solidarität und Zuneigung zu zeigen, zu lieben.

Auf der Fazenda da Esperança, jener Enklave der Hoffnung, beginnen sie ein neues Leben: in kleinen Gemeinschaften, mit ehrlicher Arbeit: in der Landwirtschaft, in Werkstätten und kleinen Industriebetrieben, - im Bewusstsein, von Gott geliebt und mit einer unendlichen Würde ausgestattet zu sein. Jede Hausgemeinschaft muss für den eigenen Unterhalt sorgen. Das ist ein wichtiger Baustein der Therapie,

¹ Aus: Peter Klasvogt / Hans Stapel: „Durchkreuzt und verwandelt. Fazenda da Esperança – wo die Hoffnung einen Namen hat.“ Bonifatius, Paderborn, 1996.

wobei die meisten Neuankömmlinge nicht an geregelte Arbeit gewöhnt sind. Aber mit dem Erfolgserlebnis über ein fertiges Möbelstück, ein frisch angelegtes Beet oder eine neu gestrichene Wand baut sich ein Stück verloren geglaubtes Selbstwertgefühl auf. Schließlich gehört es zum therapeutischen Konzept, dass die Arbeit in der Regel Zusammenarbeit ist. So lernt der einzelne, Mitverantwortung zu übernehmen und den zerstörerischen Egoismus zu überwinden.

2. Worte, die verwandeln

Das Leben auf der Fazenda kreist um Worte: alte Worte, der Bibel entlehnt, die jedoch im Zusammenleben der jungen Leute eine ungeahnte Dynamik entfalten. Es sind einfache Worte, leicht verständlich und unmittelbar einsichtig, die daher als Lebensregeln für das Miteinander taugen. Eine Hausgemeinschaft nimmt sich am Morgen etwa als Programm die *Goldene Regel*, den meisten als Sprichwort bestens bekannt: „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem anderen zu!“ Aber das Überraschende dabei ist, dass man tatsächlich auch danach leben kann. Am Abend kommt die Wohngruppe wieder zusammen und tauscht sich aus, wie weit die Losung den Tag über gegriffen hat: ob es gelungen ist, nicht ausfällig geworden zu sein, nicht misstrauisch, nicht verletzend. Ein anderes Mal wird das Motto positiv gewendet: „Alles, was ihr von anderen erwartet, das tut auch ihnen“ (Mt 7,12). Das eigene Denken und Handeln positiv zu beeinflussen, ist für die meisten total ungewohnt, vor allem am Anfang, wenn der Körper rebelliert, weil er keine Drogen mehr bekommt, und wenn die körperliche Arbeit, der feste Lebensrhythmus, die Einbindung in eine Gemeinschaft einem als eine unmenschliche Tortur vorkommt.

„Die Leute, die ankommen, sind voller Stolz, sind gefangen von Sex, Drogen, Geld, von lauter vergänglichen Dingen“, sagt *Vamberto*, der selbst vor Jahren aus dem Milieu ausgestiegen ist und hier wieder Tritt gefasst hat. „Wir versuchen, ihnen in all dem eine neue Klarheit zu geben: dass es etwas Übernatürliches, Unendliches gibt.“ Mit der Zeit verfehlen diese gemeinschaftlich gefassten Vorsätze nicht ihre Wirkung. Sie führen zu einer Umkehr im Denken - und auch im Handeln. Man erlebt, dass auch der andere sich müht, etwa wenn einer vor den anderen bekennt, dass er die Geduld verloren hat oder in der Hitze der Diskussion laut geworden ist. Es ist keine Schande, Fehler einzugestehen und um Verzeihung zu bitten. Das imponiert und gibt Mut auch für das eigene Bemühen.

Worte des Evangeliums, eins ums andere in die Tat umgesetzt, und darüber ständig im Gespräch sein: das ist die grundlegende Pädagogik dieses Selbsthilfeprojekts und der eigentliche therapeutische Ansatz, sozusagen die Unternehmensphilosophie. So werden die kleinen häuslichen Gemeinschaften Woche für Woche jeweils durch ein „Wort“ geführt, und das „Wort“ führt sie zu einem zunehmend erfüllten Leben. Darin liegt das Geheimnis, warum die meisten es schaffen, wieder neu anzufangen.

3. Mahl der Sünder

Abend für Abend kommen die „drogados“, wie die Bewohner der Fazenda sich selbst nennen, zum Gottesdienst zusammen: im wahren Sinne des Wortes ein „Mahl der Sünder“. Die meisten von ihnen haben seit Jahren keinen Bezug zu Religion und Kirche, doch jeder hat hier seine persönliche Bekehrungsgeschichte. Und wer den Tag über versucht, ein Wort Gottes in die Tat umzusetzen, der entwickelt mit der Zeit eine Sensibilität dafür, diesem Gott dann auch in der Feier der Messe zu begegnen. Es sind Männer und Frauen aus allen sozialen Schichten, die das so genannte „Leben“ in all seinen Höhen und vor allem Tiefen kennen gelernt haben - weiß Gott keine spirituell „abgedrehten“ Typen, die aber sehr wohl einen Sinn dafür entwickeln, was ihrem Leben wirklich Orientierung und Halt geben kann.

Insofern verwundert es nicht, dass die Messe oft in einer sehr dichten, gesammelten Atmosphäre gefeiert wird, und die einfachen Worte, mit denen das Evangelium erläutert oder eine konkrete Situation des Zusammenlebens angesprochen wird, fallen bei vielen auf fruchtbaren Boden. Das lässt auch die nicht unberührt, die in der Anfangsphase ihrer Therapie „unvorbelastet“ einfach ´mal mit zum Gottesdienst kommen. Manch einer hat auf diese Weise seinen Glauben wieder gefunden oder ihn überhaupt erst kennen gelernt. Und so kommt es regelmäßig vor, dass auf der Fazenda junge Leute mit 18, 25 oder 32 Jahren getauft werden, das Sakrament der Firmung empfangen oder zur Erstkommunion gehen. Das ist jedes Mal ein Fest für die ganze „Gemeinde“. Entsprechend wird im Laufe des Jahres auch so manche Ehe geschlossen oder kirchlich „in Ordnung“ gebracht.

Angelpunkte des Tages sind der geistliche Impuls am Morgen in den Hausgemeinschaften und der gemeinsame Gottesdienst am Abend, in der alles Erlebte und Gelebte eingesammelt und Gott hingehalten wird. In diesem Klima des Gebetes kommt oft so manches Bedrückende und Belastende hoch, was auch persönlich ausgesprochen, gebeichtet werden will: ein Abladen von Schuld, oft zentnerschwer und über Jahre mitgeschleppt. Bekennen der Schuld und Feier der Eucharistie, „Danksagung“, gehören zusammen; das wissen die Menschen hier in einem sehr elementaren Sinn.

4. Grundton des Miteinanders

Der einjährige Prozess der *recuperaçao*, wie das Ineinander von Therapie, Resozialisierung und spiritueller Lebenshilfe hier genannt wird, umfasst drei Etappen: In der Anfangsphase wird er Neuankömmling von den anderen getragen, oft auch ertragen und mit großer Geduld und Hingabe akzeptiert, schlicht „geliebt“. Das dauert so lange, bis der Betreffende früher oder später an den Punkt kommt, wo er selber soweit gefestigt ist und in sich steht, dass er selber sich in diesem neuen Lebensstil bewegen kann. In einer dritten Phase seiner *recuperaçao* schließlich trägt er die anderen und wird zu einer Stütze und zu einem Halt für die Gemeinschaft.

Aus denen, die mit dem neuen Lebensstil bereits vertraut sind und in der christlichen „Lebensphilosophie“ Fortschritte erzielt haben, werden jeweils die neuen Verantwortlichen für eine Hausgemeinschaft ausgewählt, natürlich nach vorheriger Schulung und kontinuierlicher Begleitung. Dieses Verfahren hinterläßt einen tiefen Eindruck, macht es doch unmißverständlich klar, dass den neuen Verantwortlichen, die oft ein langes Vorstrafenregister haben, etwas zugetraut wird. Ein solcher Vertrauensbeweis stärkt das meist schwach ausgebildete Selbstwertgefühl: „Du kannst etwas und du hast etwas zu geben!“ Zugleich ist es ein Ansporn, die in sie gesetzten Hoffnungen nicht zu enttäuschen. Aber auch für alle anderen, die noch am Anfang ihrer Therapie stehen und mit sich und ihren Abhängigkeiten und Fixierungen zu kämpfen haben, ist dieser Modus ein ermutigendes Signal. Am Beispiel der Verantwortlichen, die jeder eine ähnliche Vorgeschichte haben und daher auch einfühlsam mit den Neuankömmlingen umgehen können, wird deutlich, dass es möglich ist, aus dem Elend herauszukommen und ein neues Leben zu beginnen - in Würde, in Verantwortung, im Glauben.

Für eine Hausgemeinschaft sind jeweils zwei „Fortgeschrittene“ gleichberechtigt verantwortlich. Das verweist sie ständig darauf, sich abzustimmen, den Konsens zu suchen, nach dem Willen Gottes zu fragen. Denn ihre Autorität beruht in der Regel nicht auf ihren menschlichen Begabungen und Fertigkeiten. Oft haben sie keine große Schulbildung oder einen Beruf und sind denen, die ihnen anvertraut sind, vom Alter oder der Bildung her unterlegen. Aber ihre Kraft liegt in der Einheit: dass sie so miteinander umgehen, wie es dem Gebot Jesu entspricht, in der gegenseitigen Liebe (vgl. Joh 15,12). Und diese Art des Miteinanders, des Gebens und Nehmens, des Verzeihens, der je größeren Liebe ... ist stilbildend, selbst für die oft rauhen Gesellen, mit denen sie unter einem Dach leben. So entsteht mit der Zeit ein familiärer Umgang, eine Atmosphäre, in der - oft ohne dass man sich dessen bewußt ist - Gott gegenwärtig ist: wie Jesus es denen verheißen hat, die in seinem Namen zusammen sind (vgl. Mt 18,20). So steht hinter dem pädagogischen Programm letztlich eine Person, Jesus inmitten der Gemeinschaft, der den Grundton für das Miteinander angibt.

6. Verborgene Mitte

Die Fazenda „strotzt“ vor Leben. Spiel und Sport, gefeierte Feste und harte Arbeit, Gebet und Gespräch bestimmen den Alltag, doch liegt all dem Aktiven und Dynamischen des Zusammenlebens jene verborgene Mitte zugrunde, ohne den keine wahre Hoffnung auf Leben keimen kann, Gott. Die Anziehungskraft dieses Projekts und das Geheimnis seines Erfolgs liegen, glaubt man seinem Gründer, nicht so sehr in der Organisationsstruktur als vielmehr an dieser geistlichen Ausrichtung. Denn in den verschiedenen Bereichen des Therapiezentrums finden sich nicht nur Ehemalige, die, einmal geheilt, jetzt ihrerseits Hand anlegen und andere auf dem Weg der Heilung begleiten. Das Sozialwerk lebt wesentlich von jenen, die, obwohl nicht selbst betroffen, aus christlicher Überzeugung das Leben der „drogados“ teilen und genau darin ihre Berufung erkennen, inmitten all jener vom Leben Geschlagenen ganz für Gott zu leben. Vor diesem Hintergrund wird auch verständlich, warum das Sozialwerk so zurückhaltend ist, weitere Häuser und Zentren zu eröffnen, obwohl zahlreiche Bitten und Angebote, auch

aus anderen Ländern, vorliegen. Es braucht diese wenigen, die mit ihrer Existenz dafür stehen und garantieren, dass sich der therapeutische Zweck nicht verselbständigt, sondern eine „Seele“ behält - eben jenen „Rubin“, die verborgene Mitte und geistliche Achse, um die sich auf der Fazenda alles dreht: ein Leben mit „Jesus in der Mitte“ (vgl. Mt 18,20).

Ein jeder von ihnen hat seine ganz eigene Berufungsgeschichte. Von *Nelson*, dem Mitbegründer dieses charismatischen Unternehmens, war schon die Rede. Für ihn ist klar, dass sein Platz hier inmitten der „drogados“ ist, als jungfräulich lebender Mensch. - *Anderson* und *Luiz* hatten eigentlich vor, Priester zu werden und wollten nur vorab ein Sozialpraktikum leisten. Im Dienst an diesen Menschen ist ihnen aufgegangen, dass Gott sie dazu ruft, ihr Priestertum in dem Sozialwerk auszuüben. Heute leisten sie als Priester einen unverzichtbaren geistlichen Dienst in der Begleitung der Recuperanten. - *Iracy* zum Beispiel, der die Leitung für das Frauenzentrum übertragen ist, arbeitet nebenher noch in einer Bank und bringt ihr gutes Gehalt in die Gütergemeinschaft ein. - Und nicht zu vergessen *Caesar*, der zuvor in einer Ordensgemeinschaft lebte. Aufgrund eines ärztlichen Kunstfehlers war er von einem Tag auf den anderen querschnittsgelähmt, und seine Oberen sahen keine Möglichkeit, ihn mit diesem Handicap weiterhin im Orden zu behalten. Auch er hat auf der Fazenda da Esperança sein Zuhause und eine Lebensaufgabe gefunden. Heute ist er verantwortlich für die ganze Verwaltung und studiert „nebenbei“ noch Philosophie und Theologie, zusammen mit *Anderson*, *Luiz* und *Nelson*. Und so Gott will, wird er auch zusammen mit ihnen zum Priester geweiht.

Sie alle, und man könnte weitere Namen nennen, bezeugen durch ihr Leben, dass es für jeden, den es auf die *Fazenda da Esperança* verschlägt, wirklich einen Grund zur Hoffnung gibt: Gott, der auch den noch so tief Gefallenen annimmt, ihn aufrichtet und auf festen Grund stellt. Ihre Präsenz verleiht dem Sozialwerk die spirituelle Kraft, die selbst den härtesten „drogado“ noch anrührt und mit Gott in Beziehung zu bringen vermag.

7. Liebender Beistand

Es ist wohl die schwierigste Mission des Christen, nichts anderes machen zu können als sich unter das Kreuz des anderen zu stellen und dort auszuhalten, ihm Mut zuzusprechen, Sterbehilfe zu leisten. Diese Dimension des Christlichen hat für viele, die auf der Fazenda wohnen und arbeiten, einen sehr realen Hintergrund. Denn ungefähr 5% der drogenabhängigen Jugendlichen, die auf die Fazenda kommen, leben mit der Gewissheit, HIV-infiziert zu sein und in absehbarer Zeit an Aids zu sterben. Viele von ihnen kommen aus der Promiskuität und haben sich auf der Straße, bei wechselnden Partnern, mit dem tödlichen Virus angesteckt, nicht wenige leben auch mit dem Wissen, die eigenen Lebenspartner infiziert zu haben. Zwar hat eine intensiviertere Aufklärung in den letzten Jahren dazu geführt, dass Drogenbenutzer zunehmend Einwegspritzen gebrauchen, so dass die Gefahr der Übertragung des Aidsvirus durch mehrfache Benutzung der Nadel wesentlich geringer geworden ist, und dank neuer

Medikamente ist die Sterberate deutlich zurückgegangen. Dennoch hält Brasilien in der weltweit geführten Länderstatistik der HIV-Infektionen weiterhin einen traurigen Spitzenplatz.

So lange wie möglich leben die Aidskranken ganz normal in ihren Wohngemeinschaften. Unter den „drogados“ gibt es keine Trennung, aber auch keine Diskriminierung. Der Umgang miteinander ist unverkrampft. Eine Lebens- und Schicksalsgemeinschaft auf Zeit, verbunden mit der Verantwortung, den anderen vor der eigenen Krankheit zu schützen. Wenn die Krankheit schließlich so weit fortgeschritten ist, dass die Hausgemeinschaft mit der Pflege überfordert ist, werden die Aidskranken in ein Sterbehaus gebracht, immer im Verbund der Fazenda, wo rund um die Uhr für ihre medizinische und pflegerische Betreuung gesorgt ist. Vor allem aber werden sie hier auch geistlich begleitet. Denn sie stehen an der Grenze des Lebens, und viele wissen, dass sie nicht mehr viel Zeit haben, ihr Leben zu ordnen. In dieser Situation kommt die religiöse Dimension des Lebens viel existentieller zum Tragen als im rauhen Alltag.

Fazenda da Esperança - für die Aidskranken ist es die vorläufig letzte Lebensstation. Wer hier ankommt, weiß, dass er bald sterben wird. Er weiß aber auch, dass er dann nicht allein sein wird. So ist die Fazenda auch ein Ort der Hoffnung auf ein menschenwürdiges Sterben für jene, die in ihrem Leben so oft erniedrigt und gedemütigt worden sind. Und die Hoffnung trügt nicht, auch wenn es bis dahin oft ein hartes Stück Arbeit ist, das eigene Schicksal und den eigenen Tod anzunehmen oder etwa demjenigen, der den tödlichen Virus übertragen hat, zu verzeihen. Aber am Ende sind sie doch mit sich selbst versöhnt und sterben im Frieden mit Gott - getragen von der liebenden, selbstlosen Präsenz derer, die ihnen Brüder und Schwestern geworden sind. Wie viele würden alles dafür geben, einmal im Leben von einem Menschen wirklich geliebt zu sein.

8. Leben, das ausstrahlt

Das Projekt der Rehabilitation hat Erfolg, sensationellen Erfolg sogar, wenn man die Rückfallquote mit den minimalen Heilungserfolgen konventioneller psychologischer und zudem äußerst kostspieliger Therapien vergleicht. Zwar brechen auch auf der Fazenda immer wieder einige das Therapiejahr vorzeitig ab, meist in der ersten Euphorie, von der Droge oder vom Alkohol losgekommen zu sein. Doch wichtiger als das Absetzen der Droge - und für den längerfristigen Erfolg bedeutsamer - ist das Erlernen eines neuen Lebensstils, die Heilung der sozialen Beziehungen. Und genau das geschieht auf der Fazenda, im tagtäglichen Miteinander, in der spirituellen Ausrichtung. Den allermeisten gelingt es, nach dem einjährigen Therapieaufenthalt zu Hause wieder Fuß zu fassen, eine Familie zu gründen, regelmäßiger Arbeit nachzugehen. Die meisten bleiben auch nach ihrer Überstiege ins „normale“ Leben mit der „Familie“ des Sozialwerks in Kontakt: ein Netz, das sie auch in ihrem neuen Leben trägt, beim beruflichen Neuanfang ebenso wie in dem Bemühen, den neu erlernten Lebensstil auch weiterhin zu praktizieren.

Über die Jahre entstanden vielfältige und fruchtbare Kontakte und Beziehungen zu Politikern, Regierungsbeamten, Journalisten und natürlich zu den Familienangehörigen der „drogados“, die oft von dem Beispiel und Zeugnis der Fazenda angerührt sind und verstehen, dass die Heilung von der Sucht letztlich nur dann Erfolg haben wird, wenn auch das soziale Umfeld sich ändert und die Eltern oder der Ehepartner den hier erlernten Lebensstil des Evangeliums mitlebt. So breitet sich das Leben nach dem „Wort“ aus, nicht zuletzt auch durch den monatlichen Rundbrief, über den die allermeisten „drogados“ untereinander auch nach der Rückkehr ins normale Leben im regelmäßigen Kontakt stehen.

Es spricht sich natürlich herum, dass Verwandte oder Bekannte, deren Leben vom Alkohol und Drogen zerstört war, hier ein neues Leben begonnen haben, und dass dieser Neuanfang durchträgt. Auch das Fernsehen berichtet in Brasilien regelmäßig über die Fazenda, so dass es lange Wartelisten von jungen Leuten gibt, die für ihr eigenes Leben Hoffnung schöpfen und den Neuanfang wirklich wollen. Doch kommen nicht nur Brasilianer; junge Leute aus aller Welt haben bereits mit Erfolg ihr Therapiejahr abgeschlossen und sind nach ihrer Rückkehr oft der erste *pied a terre* für eine Neugründung in ihrem Land.² Mit dem Papstbesuch Benedikts XVI. im Mai 2007 hat es einen regelrechten Boom von Anfragen aus aller Welt gegeben, ob aus Deutschland, Russland, Israel, Angola und vielen anderen Ländern, so dass Gründungen weiterer Therapiezentren in aller Welt in Planung sind.

So ist das Konzept der *recuperaçion* ist nicht nur erfolgreich, es macht auch Schule. Mittlerweile gibt es bereits Ableger der Fazenda in fast allen Bundesstaaten, darüber hinaus auch in Argentinien, auf den Philippinen, in Mozambique und auch in Deutschland: in Brandenburg und neuerdings auch im Allgäu. Und immer wieder werden dem Sozialwerk Grundstücke und Gebäude angeboten mit der Bitte, auch in anderen Weltgegenden ähnliche Projekte zu starten. Doch tut das Sozialwerk gut daran, nur in dem Maß zu „expandieren“, als es genügend Verantwortliche gibt, die den Neugründungen auch eine entsprechende spirituelle Prägung geben können. So müssen die meisten Angebote abgelehnt bzw. zurückgestellt werden.

Darüber hinaus gab es aber schon von Anfang an immer auch jugendliche Helfer, vor allem aus Deutschland und dem deutschsprachigen Raum, die auf der fazenda ein *Freiwilliges Soziales Jahr* oder ihren Zivildienst abgeleistet oder als *Missionare auf Zeit* hier mitgelebt haben, und nicht wenige haben über diesen „Umweg“ zu einem vertieften persönlichen Glauben gefunden. Mehrere Ordensgemeinschaften haben seitdem darum gebeten, ihre Novizen regelmäßig einige Monate auf der Fazenda arbeiten und mitleben zu lassen. So muss sich im Umgang mit den „Armen“ unserer Tage erweisen, ob eine Ordensberufung echt und tragfähig ist. Dies gilt auch für Priesterkandidaten aus verschiedenen Diözesen, denen die Einfachheit, Direktheit, aber auch Radikalität der „drogados“ ausgesprochen gut tut und sie zu einer größeren menschlichen Reife und geistlichen Tiefe herausfordert.

² So gab es mit einer Schweizer Kantonalregierung eine Vereinbarung, verurteilte drogenabhängige Straftäter im offenen Vollzug auf der *Fazenda da Esperança* in Brasilien zu therapieren - für die Gerichte in der Schweiz eine ausgesprochen kostengünstige Variante, verglichen mit einheimischen Therapieplätzen, und eine erfolgreiche dazu.

9. Wo der Himmel die Erde berührt

Mitten auf der Fazenda steht zur Überraschung der meisten Besucher ein Exerzitenhaus, mitten hineingebaut in die Lebenswelt der „drogados“. Schon früher wurde der Gründer, Frei Hans, immer wieder eingeladen, Exerzitenkurse zu halten: für Menschen aus allen Schichten und Gruppierungen, für Priester und Seminaristen - und immer wieder für Ordensschwestern. Es sprach sich herum, dass seine geistlichen Vorträge aus dem Leben kamen und zum Leben anregten. Doch blieb oft der schale Geschmack, dass die Wirkung solcher Tage geistlicher Einkehr recht begrenzt und schon kurze Zeit später wieder von der Routine und den Sorgen des Alltags aufgebraucht war.

Dies sollte sich ändern, als die Generaloberin der Sießener Franziskanerinnen vor einigen Jahren den jungen Menschen der *Fazenda da Esperança* begegnete. „Hier ist der Himmel offen“, war ihr spontaner Eindruck, und mit Bestimmtheit fügte sie hinzu, man müsse die „geistlichen Übungen“, jene Exerziten, eben dort machen, wo der Geist Gottes besonders spürbar sei. Sie meinte damit die Fazenda, und so entstand der ungewöhnliche Plan, ein Exerzitenhaus in das Lebenszentrum von ehemaligen Drogenabhängigen, Dieben, Prostituierten, Mördern ... zu integrieren: Exerziten der etwas anderen Art, Tage geistlicher Orientierung, in denen man sich nicht primär in die Stille zurückzieht, zu Gebet und Meditation, sondern dem leidenden Jesus ins Gesicht schaut. Wessen Herz wäre so hart, so verschlossen, dass es sich nicht dazu hinreißen ließe, in den bewegenden Lebens- und Bekehrungsgeschichten der „drogados“ die Wunder Gottes zu bestaunen und der verändernden Kraft des Gottesgeistes zu trauen! Es würde genügen, einem dieser jungen Leute ins Gesicht zu schauen und sich erzählen zu lassen, wie er hergefunden und wie sein Leben seitdem einen neuen Sinn gefunden hat. Monat für Monat kommen seitdem Menschen auf die Fazenda, die Erneuerung und Vertiefung ihres geistlichen Lebens suchen - und auch finden. Wie umgekehrt ihre Anwesenheit nicht ohne Wirkung auf die Bewohner der Fazenda bleibt, die mit Erstaunen feststellen, dass auch sie etwas zu geben haben, ja dass ihre Glaubens- und Lebenserfahrung selbst Priester und Ordensleute in ihrer geistlichen Berufung bestärken und bereichern kann.

Dass solche Orte wie die *Fazenda da Esperança* dem Himmel näher zu sein scheinen, hat seit einigen Jahren auch noch eine andere Bedeutung bekommen, seit sich ein Konvent von beschaulich lebenden Clarissen entschieden hat, sich gerade dort auf der Fazenda anzusiedeln: Nonnen, die dort, wo Menschen Wege aus Sucht und Abhängigkeit beschreiten, ihrerseits diesen Weg mit ihrem Gebet begleiten. Und für viele der Bewohner der Fazenda, die auf ein Vorstrafenregister vorzuweisen oder eine Gefängnisstrafe abgesessen haben, ist es wie eine Offenbarung, dass es Menschen gibt, die freiwillig, um Gottes willen ein ganzes Leben „hinter Gittern“ leben, in der Klausur eines gottgeweihten Lebens.

„Wo der Himmel die Erde berührt“: was wie der Titel eines frommen Meditationsbuch klingt, ist in nur wenigen Jahren Wirklichkeit geworden, nicht nur innerhalb der geistlichen Gemeinschaft derer, die ihr Leben nach den *Evangelischen Räten* ausrichten und dem Sozialwerk mit seiner dynamischen

Ausbreitung die Seele geben. Dies zeigt sich mittlerweile auch in einer davon inspirierten weltweiten Lebensbewegung, in der etwas von der originären Kraft und Frische gelebten Evangeliums aufstrahlt und den Geist jener Enzyklika atmet, die der Welt von der Liebe Gottes spricht, die von den Menschen aufgegriffen und weiter getragen wird – wovon Papst Benedikt XVI. sich bei seinem Pastoralbesuch auf der *Fazenda da Esperança* im Mai 2007 selbst überzeugen konnte.

Solidarität auf Augenhöhe
Von der gesellschaftsverändernden Kraft
christlich gelebter Überzeugungen

Vorspiel

„Wächter, wie lange noch dauert die Nacht?“

Sozialapostel – die Nachtwächter der Nation?

Wie lange noch dauert die Nacht der Unterentwicklung und Benachteiligung, die Nacht der Bevormundung und Unterdrückung, die Nacht des unsolidarischen Wegschauens, des mitleidlosen Ausgrenzens und egoistischen Bereicherns? Im Zeitalter der Globalisierung kann man nicht mehr so tun, als wüsste man nicht um das Elend und die Not des Nachbarn, als gingen einen die Kriege und Katastrophen der Anderen nichts an: Lazarus liegt immer noch vor unserer Haustür, und solange dauert auch die Nacht der Gleichgültigkeit und Lieblosigkeit in unserer Welt noch an. „Wächter, wie lange noch dauert die Nacht?“ (Jes 21,11)

Angesichts der Unbekümmertheit und Oberflächlichkeit einer sich selbst genügenden, selbstbezogenen Gesellschaft braucht es jenen Gegenpol des wachsamem Beobachters, nennen wir ihn Nachtwächter, des prophetischen Mahners, der nüchtern ist, wenn andere in Feierlaune sind; der genauer hinschaut, wenn andere wegschauen; und der sich auch nicht zu schade ist, als Spielverderber verkannt und mitleidigem Spott ausgesetzt zu werden, wenn das pralle Leben - scheinbar – an ihm vorübergeht.

Doch in einer Welt des *dolce vita* braucht es jene, die wach bleiben und – gewissermaßen von Berufswegen - Ausschau halten, die tiefer sehen und die den Mut haben, hinein zu sehen in die Schwärze der Nacht; die bereit sind, auch dann Führung zu übernehmen, wenn alle anderen nicht weiter sehen können. Dazu bedarf es eines hohen Maßes an gesellschaftlicher und sozialer Sensibilität, und es braucht eine gehörige Portion Nüchternheit und Realismus, um nicht Gespenster zu sehen und Irrlichtern aufzusitzen, auch nicht angesichts manch unheilvoller apokalyptischer Zeichen am Horizont.

Denn es gibt sie beileibe, die Schattenseiten unserer Wohlühlgesellschaft, ausgeblendet oder überblendet, die sich doch nicht wie ein simpler Spuk oder Alptraum auflösen lassen: ein dräuendes Dunkel, das einmal die Fratze des Terrorismus oder Fundamentalismus annimmt, ein anderes Mal jene des Zynismus vermeintlich kultureller Überlegenheit. Was für ein explosives Potential, wenn Kulturen und Religionen aufeinander stoßen! Wie lang werden noch die Schatten globaler Erderwärmung, Spätfolgen irreversibler Umweltzerstörung; wie weit soll die Schere zwischen Arm und Reich noch auseinander gehen in ihrer nationalen wie globalen Dimension; wie realistisch das Horrorszenario der Ausrot-

tung eines ganzen Kontinents durch jene unheimliche Aids-Epidemie - und einer westlichen Welt, die solches tatenlos geschehen lässt ...?

„*Wächter, wie lange noch dauert die Nacht?*“ (Jes 21,11), so wird Jesaja, der alttestamentliche Prophet, angegangen, der sich mit der Ungeduld seiner Zeitgenossen konfrontiert sieht und doch zu seiner Zeit die Hoffnung dämpfen muss, als sei die babylonische Fremdherrschaft schon kurz vor dem Zusammenbruch. Der Seher muss ansagen, was er sieht, nicht was er erhofft. Aber als Prophet kann er Hinweise geben, Perspektiven, wo sich ein Weg aus der Nacht des Volkes zeigt. So auch heute. „*Vielleicht müssen wir erst noch durch die Tiefe der Nacht hindurch*“, so formulierte Kardinal *Karl Lehmann* bereits 1997 den Auftrag der Kirche angesichts verletzlicher Ordnungen in Gesellschaft und Staat. „*Aber seit dem Karsamstag gibt es keine Nacht, die nicht auch dem Morgenlicht entgegenharren darf.*“¹

Auch das leidenschaftliche Plädoyer für gelebte Solidarität in der globalen Perspektive setzt im je eigenen partikularen Umfeld an: vor der eigenen Haustür, durch die der Schritt in die Helle der Einen Welt – mit der Aussicht auf eine Kultur der Geschwisterlichkeit - gesetzt werden soll. Daher sei es gewagt, in die Nacht der Entsolidarisierung in unserer Gesellschaft hineinzuschauen und vielleicht zu entdecken, dass sie so schwarz gar nicht ist. Und dass wir bereits mehr als nur den berühmten Silberstreif am Horizont sehen.

1. Solidarisch leben

„*Deine Armut kotzt mich an*“ – *Der Trend zur Entsolidarisierung*

Auch wenn wir im Letzten optimistisch auf unsere Gesellschaft schauen, wir müssen schon nüchtern wahrnehmen, wie der Trend der Entsolidarisierung unvermindert anhält. Da ist vielleicht noch nicht im theoretischen Diskurs, aber weithin im praktischen Vollzug der christlich geprägte Wertekonsens bereits aufgeweicht und aufkündigt zugunsten eines materialistisch-hedonistischen Lebensstils und eines oft unbarmherzigen Einzel- oder Gruppenegoismus. Schwarzarbeit oder Steuerbetrug, das Auseinanderbrechen von Bindungen, die Neigung, wegen Bagatellen vor Gericht zu ziehen und sich zweifelhafte Vorteile vor Gericht zu erstreiten: Werbeslogans wie „Geiz ist geil“ oder „ich bin doch nicht blöd“ sagen oft mehr als wohl formulierte Absichtserklärungen über die wirklich dominanten Lebenseinstellungen und weithin vorherrschende Verhaltensmuster.

Aber wo die Ellbogenmentalität vorherrscht, gibt es nicht nur Gewinner, sondern vor allem Verlierer. Das spüren wir wieder deutlicher auch in den politischen Debatten, wo die Faszination des Neoliberal-

¹ Karl Lehmann, *Wächter, wie lange dauert die Nacht?* Zum Auftrag der Kirche angesichts verletzlicher Ordnungen in Gesellschaft und Staat, Bonn 1997, 21.

lismus, dem zufolge der Markt allein alle (sozialen) Probleme regeln wird, an Leuchtkraft verliert und sich das Augenmerk wieder verstärkt auf die Verlierer der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung richtet. Nach der bekannten Einschätzung der Friedrich-Ebert-Stiftung fühlen sich rd. 8% der Bevölkerung in Deutschland als abgehängtes Prekariat, und laut Angaben des Statistischen Bundesamtes (5.12.2006) sind rd. 10,6 Millionen Menschen in unserem Land von Armut bedroht.² Davon sind 1,7 Millionen Kinder betroffen, also 13%. Da nützt es auch nichts, wenn wir uns im Wohlstandseuropa einrichten und uns mit einem hohen Zaun umgeben. Die afrikanischen Bootsflüchtlinge vor Lampedusa oder den Kanarischen Inseln machen auf tragische Weise bewusst, dass wir den afrikanischen Kontinent nicht einfach sich selbst überlassen dürfen.

„Deine Armut zieht mich an“: Gegenbewegung zu mehr Solidarität

Aber es gibt auch die Gegenbewegung hin zu mehr Solidarität: Plötzlich ist das Thema der sozialen Gerechtigkeit wieder auf der Agenda nicht nur der politischen Parteien. Neuerdings ist wieder ein gestiegenes Interesse an sozialpolitischen und wirtschaftsethischen Themen zu verzeichnen.³ Man fragt wieder nach Grundwerten der sozialen Ordnung und auch nach den Prinzipien der christlichen Soziallehre, die ja vor allem auf den Säulen der Personalität, der Solidarität und Subsidiarität beruht, basierend auf der Grundeinsicht, dass uns alle qua Mensch mehr verbindet als trennt. Damit kommt auch wieder die christliche Perspektive zum Tragen, wonach jedem Menschen vom Anfang bis zum Ende seines Lebens eine unverlierbare Würde als Geschöpf Gottes zukommt - und die Kinder eines Vaters im Himmel sind nun einmal Brüder und Schwestern. Insofern ist das Gebot der Nächstenliebe als Folge des Gebots der Gottesliebe nur konsequent: *„Du sollst deinen Nächsten lieben. Er ist wie du.“*

Solidarität und Subsidiarität sind gewissermaßen das Kriterienpaar zur Gestaltung der Gesellschaft im Sinne der sozialen Gerechtigkeit. *Solidarität* meint menschliche Verbundenheit und mitmenschliche Schicksalsgemeinschaft. Grundlegendes Prinzip der Gesellschaftsgestaltung: „Wir“ sitzen doch alle in einem Boot. Gemeinsame Interessen, Verzicht auf eigennützige Vorteilssuche zu Lasten Dritter oder auf Kosten der Gemeinschaft. *Subsidiarität* appelliert an die Verantwortungsfähigkeit und Verantwortlichkeit des einzelnen und markiert jenen Freiraum, den es braucht, um sich eigenständig und eigenverantwortlich zu entfalten.

Solidarität hat mit einem Mal wieder einen guten Klang. Das zeigt sich im Anwachsen der gemeinnützigen Stiftungen oder zur Imagepflege wieder entdeckten Gemeinwesenaktivitäten großer Unternehmen (social entrepreneurship) ebenso wie die allorts entstehenden „Tafeln“, die für bedürftige Menschen einsammeln, was in unserer Überflussgesellschaft abfällt. Hier wie in vielen privaten und ge-

² d.h. wer weniger als 60% des mittleren Monatseinkommens in Höhe von 1427€ bekommt, also mit weniger als 856€ im Monat auskommen muss

³ Das zeigt auch die Gründung der Internationalen Zeitschrift für christliche Sozialethik: „AMOS. Gesellschaft gerecht gestalten“, die ein hohes Maß an Aufmerksamkeit und Zuspruch erfährt.

meinnützigen Initiativen organisiert sich vielfältiges ehrenamtliches Engagement, Option für die Armen, die nicht (nur) vom Schreibtisch aus konzipiert, sondern im konkreten Kontakt, im mitmenschlichen Einsatz geleistet wird. Eine zunehmende Zahl junger Menschen ist bereit, ein Jahr ihrer Lebenszeit als Missionar ins Ausland zu gehen, ein soziales Jahr zu leisten oder unentgeltlich Gemeinwesenarbeit zu übernehmen. *„34 Prozent aller Deutschen (resp. 22. Millionen Bundesbürger) über 14 Jahren sind ehrenamtlich tätig. 78 Prozent aller Ehrenamtlichen bezeichnen ihre Arbeit als wertvolle und wichtige Erfahrung. Fast 50 Prozent der Engagierten investieren zwischen fünf und 20 Stunden pro Monat in ihr Ehrenamt und leisten damit einen unersetzlichen Beitrag zu einer wertorientierten Sozialkultur.“*⁴

Auch ein Blick auf die nach wie vor hohe Spendenbereitschaft hierzulande widerspricht dem ersten Eindruck, dass es keine Solidarität mehr unter den Menschen gäbe. Im Gegenteil. Es sind viele, die bereit sind, Kraft, Energie, Zeit, auch Lebenszeit einzusetzen im Dienst am Menschen ... So ist Deutschland ist nicht nur Exportweltmeister, sondern auch Spendenweltmeister. Allein die drei großen katholischen Hilfswerke Misereor, Adveniat und ‚Kirche in Not‘ haben 2005 weit über 200 Millionen Euro an Spenden eingeworben (ohne staatliche Zuschüsse) und für gezielte Projekte in allen Teilen der Welt eingesetzt.⁵

Wenn wir die anderen großen Aktionen wie „Brot für die Welt“, DRK, Missio, Renovabis, „Ärzte ohne Grenzen“ und die unzähligen Spendenaufrufe und Aktivitäten von gemeinnützigen wie privaten Hilfsorganisationen hinzurechnen, dann können wir wirklich nicht ohne Stolz sagen, dass wir wirklich *solidarisch in der einen Welt* sind, wie das Motto der Misereor Fastenaktion 1989 zum 30jährigen Bestehen hieß.

Dazu kommen die staatlichen Transferleistungen, die durchaus beachtlich sind, wenn auch leider immer noch „Peanuts“ im Vergleich zu den Rüstungsausgaben.⁶ Rd. 100 Milliarden US-Dollar haben die 15 reichsten Industrienationen 2005 allein an Entwicklungshilfe ausgegeben (Deutschland 9,92), seit den 50er Jahren rd. eine Billion Dollar. Nicht eingerechnet der Schuldenerlass von Geberländern, das konkrete Engagement der Kirchen, der Nichtregierungsorganisationen, aber auch der kommerziellen Wirtschaft in den Ländern der sog. Dritten und Vierten Welt.

⁴ Nach einer Repräsentativerhebung des Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend (2001) zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement. veröffentlicht. Vgl. Klaus Arntz, „Du bist Deutschland“, in: AMOS 4/2006.

⁵ Ausgaben für Projekte im Jahr 2005: Misereor: 169 Millionen US \$ (rd. 83 Mio Bundeszuschüsse); Kirche in Not: rd. 75 Mio Euro; Adveniat Aktion 2005/06: rd. 66,5 Mio Euro. Vgl. die Rechenschaftsberichte der Hilfswerke.

⁶ Die gesamten Transferleistungen des Nordens in einem halben Jahrhundert, geschätzte eine Billion US\$, sind gerade mal so hoch wie die globalen Rüstungsausgaben pro Jahr (!).

Man kann beileibe nicht sagen, dass uns in unserer Gesellschaft und Weltgemeinschaft der Grundgedanke der Solidarität abhanden gekommen ist. Umso mehr verwundert es, wie wenig oft damit erreicht wird, wie unkoordiniert Hilfe ankommt, wie unintelligent Gelder eingesetzt werden und schließlich zu einem großen Teil in korrupten Systemen versickern.

2. Intelligent helfen

Das Nickneger-Modell: gut gemeint, aber knapp daneben

Es ist also nicht allein mit Solidaritätsbekundungen und gut gemeintem, tatkräftigem solidarischem Handeln getan. Es stellt sich in all dem die Frage, ob die begrenzten Ressourcen solidarischen Handelns effizient, d.h. intelligent eingesetzt werden. Da kann man so seine Zweifel haben.

Bekannt ist der Fall der Fischfabrik in Nordkenia, die norwegische Experten bauten, um die periodischen Hungersnöte am Turkana-See zu überwinden und gleichzeitig Jobs zu schaffen. Sie stellten die Fabrik hin, merkten allerdings erst später, dass die beschenkten Nomaden sowohl den Fisch als auch die Lohnarbeit verschmähten. Und dass die Energiekosten für das Einfrieren der Fische in der Halbwüste ihren Handelswert um ein Mehrfaches übersteigen. Oder man denke an das Schicksal der Solarcooker in den südlichen Ländern dieser Erde, die von Expertenseite als die Lösung aller Energiefragen propagiert wurden. Später musste man feststellen, dass die Lamellen des Geräts von den Armen bevorzugt als Spiegel verwendet werden.⁷

Es gibt auch heute ein hohes Maß an Solidarität und Bereitschaft zum Helfen. Doch ist damit nicht selten eine subtile Form von Paternalismus verbunden, die Attitüde des Generösen, oft verbunden mit der Arroganz des Besserwissers.

Ich nenne es das Nickneger-Modell, den Älteren vielleicht noch aus Kindertagen bekannt, als insbesondere in der Weihnachtszeit in den Kirchen und Krippen Spardosen aufgestellt wurden, dekoriert mit einem Negerkind, das beim Geldeinwurf freundlich-devot nickte. Eine freundliche Einladung zum Spenden, von frühe Jugend an gelernt und verinnerlicht (insofern eine durchaus erfolgreiche erzieherische Maßnahme), die doch das schale Gefühl der moralischen, ökonomischen, kulturellen Überlegenheit suggerierte. Beschämend und demütigend für die Empfänger dieser Spenden im Kontext der mitvermittelten Unterlegenheit.

Da verwundert es nicht, dass sich bei den armen Verwandten der südlichen Hemisphäre ein Gefühl der Minderwertigkeit tief in die Seele ganzer Völker eingegraben hat und zu unerwarteten und unberechenbaren Gegenreaktionen führt. Damit ließen sich viele Konflikte besser verstehen, angefangen von antikolonialistisch propagierten Ausstiegsszenarien lateinamerikanischer Volkswirtschaften à la Cha-

⁷ Zitiert nach Bartholomäus Grill, „Wofür das Ganze?“, in: Die Zeit, Nr. 3, 11. Januar 2007.

vez bis hin zu den Verzweiflungstaten jugendlicher Extremisten im Zuge der palästinensischen Intifada.

Exposure-Programme: intelligente Lösungen in exponierter Stellung

Monetäre Transferleistungen als solche erweisen sich jedenfalls als untauglich Instrumente, um mittels Geldleistungen auch Abhängigkeiten in Partnerschaften umzuwandeln. Sie erreichen nicht die verwundete Seele gedemütigter Menschen und Völker. Bevor man also auszieht, der Not in der Welt abzuhelfen, sollte man des Grundsatzes des heiligen Vinzenz von Paul eingedenk sein: „*Bevor du dich ansickst, den Armen zu helfen, bitte um ihre Vergebung*“. Da wir uns also nicht von der Pflicht zur solidarischen Hilfe entbinden lassen können, gibt es nur eine Alternative: Es braucht intelligente Lösungen: „Solidarität auf Augenhöhe“, eigentlich eine Selbstverständlichkeit, in Lateinamerika und Afrika ebenso wie in unserer unmittelbaren Nachbarschaft. *Intellegere*, hier im ganz wörtlichen Sinn verstanden als *ein-sehen*, verlangt, *Ein-sicht zu nehmen* in die komplexen Zusammenhänge, um nicht von außen, sondern von innen her zu verstehen, wie angemessene Lösungen auf ein Problem gefunden werden können.

Dazu hat das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit BMZ (früher Entwicklungshilfeministerium) schon vor über 20 Jahren ein intelligentes Programm entwickelt: sog. Exposure-Programme. Dazu werden Multiplikatoren: gesellschaftliche Akteure, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens – Politiker, Unternehmer, Wissenschaftler, Bischöfe, Journalisten etc. - eingeladen, eine Woche ihrer kostbaren Zeit einzusetzen und sich in eine armen Gegend verfrachten zu lassen, wo sie auf verschiedene Dörfer und Hütten der Armen aufgeteilt werden: auf den Philippinen, in Uganda, Bangladesh etc. Der entscheidende Programmpunkt heißt: mitleben.

Bevor man über andere urteilt oder sich anheischig macht, die Probleme der anderen verstehen und lösen und entsprechende Hilfsangebote (konzeptionell, wirtschaftlich, finanziell) machen zu wollen, ist es nötig, „*einen Mond in deren Mokkasins zu laufen*“, wie ein Sprichwort der *Indigenes*, der Ureinwohner Amerikas, sagt. Oder wenigstens zwei Nächte in deren Hütte zu leben: ohne Dusche und fließend Wasser, vielleicht auf Strohsäcken zu schlafen und das zu essen, was dort auf den Tisch kommt: Maniok, Hirse, Reis und Bohnen ... (um nicht gleich europäisch aufgerichtete Ekelschranken mit angebrüteten Eiern oder gebratenen Igel zu überschreiten).

„Sich exponieren“: sich der Lebenswirklichkeit des Anderen, des Armen aussetzen und mit seinen Augen die Lebensverhältnisse wahrnehmen, die Begrenzungen und Beschränkungen, aber auch seine Überlebensstrategien, seine Lebensenergie und seine Fähigkeiten, im Rahmen seiner begrenzten Möglichkeiten Optimales zu bewirken. Exposure-Programme sehen auf das Veränderungspotential der konkreten Begegnung mit den Armen und der Teilhabe an ihrem Leben. Sich der Wirklichkeit des Armen zu stellen und darin seinen Reichtum zu entdecken: diese personale Zuwendung vor jeder organisierten Hilfe verändert die Wahrnehmung und Haltung des Teilnehmenden an den Exposure-Pro-

grammen, wie viele Teilnehmer bestätigen. Die Fähigkeit zur *Immersion*, sich in die Lebenswirklichkeit des Anderen hineinzuversetzen, in die Welt der Armen „*inzutauchen*“, nicht virtuell, sondern real, und sei es nur für wenige Tage, ist geradezu die Bedingung, um Hilfeleistung nicht von oben und nicht von außen zu spenden, sondern auf einer Stufe mit den Armen (und nicht nur für sie) nach intelligenten Lösungen für die wahrgenommenen Probleme zu suchen, dann allerdings auch mit der ganzen Kompetenz und Potenz, die dem einzelnen zur Armutsbekämpfung zur Verfügung steht.

Intelligentes – einsichtiges und einführendes - Interesse an dem Armen selbst und seiner Situation führt nicht nur zum Ernstnehmen des Anderen und zu größerer Achtung vor seiner Würde und seiner oft heroischen Lebensleistung. Ein so realisiertes Exposure-Programm aktiviert bei den Teilnehmenden im Vertrauen auf bislang unentdeckte Handlungs- und Lösungspotentiale der Armen selbst auch die gemeinsame Suche nach intelligenten Lösungsstrategien und führt oft zu überraschenden Erkenntnissen und Ergebnissen, nicht selten auch zu strukturellen, damit auf Nachhaltigkeit angelegten Änderungen.

Die Programme fördern eine andere Kultur der Wahrnehmung, die die Perspektive des Armen einnimmt. Es kommt zur Sensibilisierung für die Not und die Armut. In diesem Sinn stellen Exposure-Programme auch Programme der Herzensbildung dar. Sie konkretisieren die gebotene Nächstenliebe als Liebe zu den Armen. Sie sind eine Schule des Wachsens in der Spiritualität der Armut und Solidarität.

Im Blick auf Strategien zur Bekämpfung der Armut ist Ähnliches zu beobachten: In der konkreten Begegnung mit den Armen kann deren Situation genauer analysiert werden. Unbekannte und verborgene Mechanismen der Armut können differenzierter wahrgenommen und benannt werden. Lösungsangebote lassen sich so situationsgerechter und problemorientiert entwickeln. Die Armutsbekämpfung wird auf diese Weise effizienter und nachhaltiger. Der Schlüssel zum Erfolg liegt dabei im Vertrauen auf das Handeln der Armen selbst. Die Armen werden selbst Subjekte des Handelns. Aus den Armen werden Unternehmer, Selbständige, die – anders als Spendenempfänger – nicht nur Dankbarkeit empfinden, sondern auch Stolz auf die eigene Leistung, wichtige Voraussetzung für ein gewachsenes Selbstwertgefühl.

3. Am Beispiel lernen

Modell Mikrofinanzen: mehr als nur Finanzhilfe

Exposure – Programme setzen darauf, dass Solidarität und Hilfe nicht einseitig ist, sondern ein wechselseitiger Prozess des Gebens und Nehmens. Daraus lassen sich durchaus auch Kriterien für ein solidarisches Miteinander in unseren Gesellschaften gewinnen, die auf Interesse am Anderen und auf

partnerschaftliches Zusammenwirken setzen, wie sich exemplarisch am Beispiel der Mikrofinanzen verdeutlichen lässt.

Nachdem die Vereinten Nationen bereits 2005 zum Jahr der Mikrofinanzen ausgerufen hatten, wurde dem „Vater“ dieser Strategie zur Armutsbekämpfung, dem Wirtschaftswissenschaftler und Banker Mohammed Yunus, der Friedensnobelpreis verliehen.

Yunus, der in den USA Wirtschaftswissenschaften studiert hatte und nach der Rückkehr in sein Heimatland Bangladesh betroffen war von der Armut seines Landes, war davon überzeugt, dass die in ärmlichen und subdominanten Verhältnissen lebenden Armen, insbesondere Frauen, keine Almosen brauchen. Auch Hilfe kann abhängig machen und Eigeninitiativen lähmen oder abwürgen. Was es braucht, ist intelligente Hilfe: Vertrauen in die „Selbsteilungskräfte“ der Armen, in ihre Kreativität und Problemlösungskompetenz, sofern hierzu die nötigen Voraussetzungen geschaffen werden. Aufgrund seiner ökonomischen Grundüberzeugung entschied sich Yunus gegen eine Spendenstrategie, die die Armen zu Almosenempfängern degradierte und sie zur Dankbarkeit verpflichtete, aber nicht an ihr Selbstwertgefühl appellierte und zu eigenen Anstrengungen motivierte und befähigte. Die Devise hieß vielmehr: Hilfe zur Selbsthilfe, um jene Menschen im Kampf gegen die Armut zu unterstützen, die unter ungünstigsten Rahmenbedingungen, aber mit einer enormen Lebensenergie, mit außerordentlichem Geschick und bewundernswerter praktischer Intelligenz ihr Leben und Überleben meisterten.

Diese Überlegung, die zur Gründung der Grameen-Bank führte, ist umso bemerkenswerter, als Almosengeben eine der fünf Säulen des Islam ist und damit als gewissermaßen sakrosankter religiöser Akt jedem Konzept auch wirtschaftlich orientierter Armutsbekämpfung entgegenstand. Yunus verband dagegen die sozial-karitative Idee mit (markt)wirtschaftlichem Denken und adaptierte den systemischen Ansatz der Kreditwirtschaft, allerdings unter dem Vorzeichen der Solidarität mit den Armen. Seine Grundintuition war, den Armen „Kredit“ zu geben, wobei der ursprüngliche Wortsinn von lateinisch *credere – cor dare* - hier einen neuen, ungewohnten Klang bekommt: *glauben, vertrauen*, d.h. den Armen etwas zutrauen und darauf vertrauen, dass auch sie in der Lage sind, ihr Schicksal in die Hand zu nehmen und erfolgreich zu wirtschaften, wenn bessere Rahmenbedingungen sie dazu in die Lage versetzen.

Doch das Programm „Hilfe zur Selbsthilfe“ muss durchaus nicht selbstlos sein: ein Gedanke, der für manche Wohltätigkeitsorganisation und „Dritte-Welt-Aktion“ durchaus gewöhnungsbedürftig ist. Man kann und darf mit dieser ökonomisch durchdachten Form des Helfens sogar auch selbst Gewinne machen. Wenn sich dabei gleichzeitig auch das Problem der Armutsbekämpfung erfolgreich gestalten lässt: was spricht dagegen? Und umso besser, wenn mit dem Armutsbekämpfungsmarkt zugleich noch ein Wirtschaftszweig entsteht, in dem Arbeitsplätze geschaffen werden und Gewinne in die Ausweitung des Kreditmarktes investiert wird.

Sind uns aus der Geschichte der Krankheitsbekämpfung in Europa nicht ähnliche Entwicklungen bekannt? Da gab es die von christlicher Nächstenliebe errichteten und geführten Siechenheime und Hospize im Mittelalter, aus denen sich im Laufe der Jahrhunderte eine äußerst profitable Gesundheitsin-

dustrie entwickelt hat. Aus der selbstverständlichen häuslichen Pflege in der Großfamilie alter Prägung entwickelten sich Pflegedienste und Sozialstationen, entstanden neue Berufe und Versicherungssysteme, die ihrerseits neue Arbeitsplätze erst geschaffen haben. Entscheidend ist, dass eine Gesellschaft dazu in der Lage ist, das Risiko individueller Not abzusichern und subsidiär zu deren Abwendung einzutreten.

Gemeinsame Ziele verbinden: Mikrokredite im Dienst des Community building

Jene intelligente Idee und Strategie, den Armen etwas zuzutrauen und ihnen hierfür – durchaus nicht uneigennützig - die notwendige wirtschaftliche Grundlage zu schaffen, die Mohammed Yunus zur Gründung der Grameen-Bank veranlasste, wies noch eine weitere Besonderheit auf: denn die Vergabe von Kleinstkrediten an Menschen, die für „normale“ Banken nicht kreditwürdig sind, weil sie kein Einkommen oder zu geringes Einkommen haben, wird an bestimmte Regeln und Bedingungen geknüpft:

- Die Kreditnehmer müssen sich zu kleinen Kooperativen (zu fünf) zusammenschließen und untereinander aushandeln, wer am bedürftigsten ist und ob es sich bei den Plänen des einzelnen um realistische, aussichtsreiche Vorhaben und Projekte handelt.
- Die Kreditvergabe ist gebunden an vertrauensbildende Maßnahmen innerhalb der Gruppe / Kooperative, die festlegen muss, wer als erster den Kredit bekommt. Alle haben ein berechtigtes Eigeninteresse am Erfolg des Kreditnehmers, weil erst mit der Rückzahlung der ersten Raten auch die nächsten aus der Kooperative in den Genuss von Krediten kommen. Damit ist ein bedeutender Nebeneffekt dieser ökonomischen Fördermaßnahme genannt: community building, die Stärkung der Gemeinschaft – ein attraktives Modell von „Kreditgenossenschaft“.
- So ist unternehmerisches Lernen eingebunden in den Prozess gegenseitigen Interesses und gegenseitiger Unterstützung und Beratung. Damit werden nicht nur Haltungen und Tugenden wie Verlässlichkeit, Ehrlichkeit, Verantwortungsbewusstsein, Vertrauenswürdigkeit, Treue, Fleiß etc. eingeübt und verstärkt. Die Kreditvergabe wird somit gezielt als Instrument zur Stärkung von Schlüsselqualifikationen eingesetzt, verbunden mit Schulungen für Kreditnehmer, um ihr Selbstwertgefühl und ihre Geschäftsfähigkeit zu erhöhen.
- Durch die Kreditvergabe im Kooperative-Verband werden zugleich die sozialen Tugenden wie Kooperations- und Kommunikationsfähigkeit gestärkt, letztlich eine Hilfe zur Autonomie und ein Beitrag zur Demokratiebefähigung –worin jenseits des volkswirtschaftlichen Effektes eine Stabilisierung zivilgesellschaftlich und politisch-demokratischer Strukturen verbunden ist.

Solidarität auf Augenhöhe. Eine Kraft, die die Welt verändert.

Weltveränderung fängt bei jedem selbst an. Dass daraus tatsächlich eine Kraft entsteht, die die Welt aus den Angeln hebt, lässt die Erfolgsgeschichte der Exposure-Programme angedeutet am Modellfall Mikrofinanzen, erahnen. Der innovative Ansatz der Grameen-Bank, die mittlerweile zum weltweit

geschätzten, nachgeahmten und weiterentwickelten Markenartikel sozialen Wirtschaftens und zum Hoffnungsträger für viele arme Länder avanciert ist, hat tatsächlich eine neue Dimension der intelligenten, entwicklungspolitisch effizienten wie ökonomisch interessanten Armutsbekämpfungen eröffnet (sieht man einmal davon ab, dass es europäische Vorläufer in Gestalt der Raiffeisen-Idee gab, die zu ihrer Zeit nicht weniger zur Prosperität ganzer Bevölkerungsschichten beigetragen hat). Jenes Erfolgsmodell zeigen so auch strukturell eine Perspektive auf, wie Solidarität auf Augenhöhe sinnvoll, erfolgreich und nachhaltig gelebt werden kann.

Im Rückblick lassen sich aus dem Modell der Exposure-Programme nicht nur im Hinblick auf konkrete Entwicklungsprojekte, sondern auch ganz grundsätzlich Regeln zwischenmenschlicher Kommunikation und Kooperation ableiten, die auch hier und jetzt gelten, jenseits allen missionarischen Sendungsbewusstseins. Dabei geht es zum einen um persönliche Haltungen und Einstellungen: um die Anstrengung vertiefter Wahrnehmung und angemessenen Handelns. Das fordert zum anderen dazu heraus, auch andere in diesem Sinne zu sensibilisieren und in ihnen Verbündete zu suchen und sie zum gemeinsamen solidarischen Engagement anzustiften. Unter dieser Rücksicht möchte ich abschließend folgende *Regeln für Weltverbesserer aus christlicher Überzeugung* aufstellen:

Wenn Du die Welt verbessern willst,

- versuche nicht, mit deinem gut gemeinten Engagement den Anderen zu dominieren, sondern nimm dich selbst zurück und setze dich ihm aus;
- begegne dem Anderen, nimm ihn wahr in seiner Begrenzung, aber auch seinen Reichtum und entdecke seine Würde, seine Lebensenergien und Kompetenzen. Frage dich, was du von ihm für dein eigenes Leben lernen kannst - an Unmittelbarkeit, Kreativität, Offenheit, Direktheit, Gemeinschaft, Solidarität etc.;
- tauche ein in Lebenswirklichkeit des Anderen, teile sein Leben und die Wirklichkeit der Armut, nicht nur intellektuell oder virtuell, sondern real. Versetze dich in seine Lage und versuche nicht, ihn zu verbessern oder zu erziehen. So entsteht eine Kultur des Sich-Eins-Machens;
- entfache in dir die Leidenschaft für Geschwisterlichkeit und Solidarität, denn was in der Liebe zählt ist lieben. „Liebe den nächsten. Er ist wie du!“, aber bitte auf intelligente Weise. Wer den anderen von innen her kennt, weil er sich mit ihm eins gemacht und sich in seine Lage versetzt hat, kann auch angemessen die eigenen Stärken und Ressourcen ins Spiel bringen und partnerschaftlich, intelligent und effizient helfen;
- versuche auch andere für die Not und Missstände zu sensibilisieren und sie zu gemeinsamen solidarischen Handeln anzustiften. Dabei ist es nicht verwerflich, „hoch“ anzusetzen und insbesondere bei befähigte, begabte und potente Persönlichkeiten gezielt zu fördern („Lobbyarbeit“).
- halte Ausschau nach Menschen, die sich für deine Ideale begeistern lassen und bereit sind, sich dafür auch konkret einzusetzen; setze dabei *breit* und *früh* an, beispielsweise Nachwuchskräfte gezielt zu fördern und jungen Leuten die Erfahrung des „Wanderns in den Mokassins der Armen“ zu ermöglichen (z.B. als Missionar auf Zeit, in Austauschprogrammen, zu Frei-

willigen-Diensten), sie in ihrem Engagement zu begleiten und mit ihnen ihre Erfahrung eingehend zu reflektieren und umfassend auszuwerten. Um sie optimal zu fördern und für den Dienst an den Armen zu professionalisieren (Kompetenzerwerb), bedarf es zuvor einer genauen Potenzialanalyse.

Nachklang

„Wann die Nacht endet und der Tag beginnt“

Das unterscheidend Christliche im Gestus der Menschlichkeit

Nachtwächter gesucht: „Sozialapostel“ - Menschen, die sich nicht zu schade sind und sich nicht davor fürchten, um in das Dunkel von Welt und Mensch hineinzuschauen. Die Logik des Evangeliums ist sehr schlicht, aber wirkungsvoll: *„Furcht gibt es in der Liebe nicht, sondern die vollkommene Liebe vertreibt die Furcht. Denn die Furcht rechnet mit Strafe, und wer sich fürchtet, dessen Liebe ist nicht vollendet.“* (1 Joh 4,18)

Wer liebt, kann sich dem Dunkel aussetzen und sich den Schattenseiten unserer Lebenswirklichkeit stellen, ohne fürchten zu müssen, von ihnen übermächtig zu werden. Wer liebt, wird sich von der glänzenden Außenhaut und Oberfläche nicht blenden lassen, sondern tiefer sehen und selbst im dunkelsten Dunkel nach den Spuren der göttlichen Herrlichkeit forschen, die Gott in jeden Menschen hineingelegt hat.

Solche Nacht-Wächter braucht unsere Welt: Menschen, die von der gesellschaftsverändernden Kraft christlich gelebter Überzeugungen zutiefst überzeugt sind und alles daran setzen, dass Worte wie Solidarität und Menschlichkeit auch morgen einen guten Klang haben: Solidarität auf Augenhöhe eben. Dazu abschließend eine chassidische Geschichte:

Rabbi Pinchas fragte einst seine Schüler, wie man die Stunde bestimmt, in der die Nacht endet und der Tag beginnt. „Ist es, wenn man von weitem einen Hund von einem Schaf unterscheiden kann?“, fragte ein Schüler. „Nein“, sagte der Rabbi. „Ist es, wenn man von weitem einen Dattelbaum von einem Feigenbaum unterscheiden kann?“ fragte ein anderer. „Nein“, sagte der Rabbi. „Aber wann ist es dann?“ fragten die Schüler. Es ist dann, wenn du in das Gesicht irgendeines Menschen blicken kannst und deine Schwester oder deinen Bruder siehst. Bis dahin ist die Nacht noch bei uns.“⁸

⁸ Martin Buber, Die Erzählungen der Chassidim, Manesse-Verlag, Zürich.

Peter Klasvogt

Weiterspielen - auch wenn es weh tut

Liebe, die bis zum Äußersten geht

Eine Spiritualität der Gottesfinsternis

Von der Mühe, die es macht, konkret in Wort und Tat zu lieben, war schon die Rede. Von der Widerständigkeit, den äußeren Einflüsterungen wie inneren Einsprüchen, die einem die Lust zur absichtslosen und spontanen Liebestat schlicht vergällen. Die einem einreden, dass man sich angesichts des Pflichtenkatalogs des Lebens die Kür der Liebe nicht leisten könne, dass mit den eigenen bescheidenen Mitteln sowieso nichts Großes auszurichten wäre. Frühere Vergeblichkeitserfahrungen und Fehlleistungen torpedieren die gute Absicht zu helfen ebenso wie das Gefühl, die eigene Gutmütigkeit werde im Grunde doch nur ausgenützt. Die Liste der Einsprüche ließe sich um einiges erweitern. Und dann gehört zur Eigentümlichkeit der Liebe auch, dass sie bereitwillig und gern getan werden soll: nicht mit *Muskelknacken im Gehirn*, sondern mit einem aufmunternden Lächeln, das den anderen nicht zum Almosenempfänger abstempelt, sondern ihn gewissermaßen als „Kunden“ behandelt und - nach klassischer Verkaufsstrategie - zum „König“ erhebt. Da scheint es fast unmöglich, eine Tat reiner Liebe zu vollbringen.

Die Bedenken, so scheint es, räumt auch ein Ignatius von Antiochien nicht aus, wenn er über die Liebe philosophiert. *Gottes Melodie in sich aufnehmen, die Saiten der Kirchenlyra im Spiel der gegenseitigen Liebe zum Klingen bringen...*: suggeriert das nicht eine Harmlosigkeit, die dem Ernst des göttlichen Liebesgebotes fremd ist und den hohen Ansprüchen kirchlichen Selbstverständnisses unangemessen erscheint? Wenn Christus in der gelebten Liebe gegenwärtig sein will „*wie ein Lied*“, dann kommt der Liebe gewissermaßen sakramentale Qualität zu, als in ihr Christus selbst erfahrbar ist: göttliche Transzendenz in menschlicher Immanenz. Doch wo das Heilige – besser: der Heilige – sich offenbart: ist da nicht Schweigen geboten statt Lachen? Distanz statt Nähe? Ernst statt Heiterkeit?

Andererseits kommt gerade in der Selbstverständlichkeit und Unbekümmertheit tätiger Liebe auch das Unverfügbare göttlicher Gabe zum Ausdruck, das sich schenken will und nicht erzwungen werden kann. Insofern umschreibt gerade die Leichtigkeit selbstlosen Schenkens und Liebens - was durchaus mit Anstrengung, Verzicht und Opferbereitschaft verbunden sein kann - den Ort göttlicher Selbstmitteilung, wo bei aller Härte, Kühle, Schwere, Finsternis etwas vom Glanz der Herrlichkeit des Gottes aufleuchtet, der selbst die Liebe ist.

Dazu eine Geschichte aus alter Zeit:

Es war einmal ein König, der hatte eine wunderschöne Tochter. Sie war der Augenstern ihres Vaters und der Stolz des ganzen Landes. Doch eines Tages befahl die Prinzessin eine tiefe

Traurigkeit, die niemand aufzuheitern vermochte, weder die Heilkünste der berühmtesten Ärzte am Hof noch die Verrenkungen und Grimassen der Gaukler und Spaßmacher. Schließlich gab es nur noch einen Hirtenjungen, der mit seiner Flöte aus Weidenholz vor die Prinzessin trat und ihr in die großen, traurigen Augen schaute. Er setzte die Flöte an den Mund und ließ eine ganz zarte, helle Melodie erklingen. Als die ersten Töne erklangen, da heiterte sich plötzlich das Gesicht der Prinzessin auf.

Alle am Hof freuten sich. Doch kaum war der letzte Ton verklungen, verfiel die Prinzessin wieder in tiefe Schwermut. Da bat der König den Jungen zu bleiben und zu spielen, weil nur seine Flötentöne die Traurigkeit der Prinzessin durchbrechen könne. Und so blieb der Junge und spielte, und seine zauberhaften Melodien gaben allen Bewohnern des Schlosses einen tiefen Frieden.

„*Es war einmal*“ – mythische Erinnerung an Zeiten einfachen Glücks, an heile, heitere Welten und unbeschwerte Kindertage. Kollektives Gedächtnis, das den Verlust paradiesischer Unschuld betrauert, den unwiederbringlichen Verlust an kommunikativer Unmittelbarkeit und kindlich naiver Unbekümmertheit. Man muss kein Kulturpessimist sein, um festzustellen, dass es nach dem Sündenfall so etwas wie die stille Sehnsucht nach der „zweiten Naivität“ (Ricoeur) gibt - nach Liebe, Vertrauen, Verstehen. Es sind jene zarten Töne reiner Liebe, die die Traurigkeit der Welt aufhellen und deren Zauber der Welt einen Frieden schenkt, der auf Verhandlungsbasis und mit gegenseitigen Verpflichtungserklärungen nicht zu bekommen ist: jene einfache, zarte Melodie der Liebe, unkonditionierte menschliche Zuwendung, die den anderen sein lässt, ohne ihn erziehen oder verändern zu wollen - Zauber einer Liebe, dessen man sich nicht erwehren muss und der vielleicht als einziger wirklich durch den Schutzwall des verschlossenen Selbst dringen, es aufschließen kann für die Begegnung mit dem DU.

Denn auch das ist ein Signum unserer Zeit, dass wir zwar im Zeitalter der digitalen Kommunikation leben, immer erreichbar, bestinformiert, über Satelliten ständig verbunden im weltweiten Netz des globalen Dorfes, doch gestalten sich menschliche Begegnung und persönliche Beziehung paradoxerweise zunehmend schwerer; alt hergebrachte Tugenden wie Zueinanderstehen und Beieinanderbleiben in Treue scheinen dem Zeitgeist zuwiderzulaufen. *Surfen* und *event hopping* stehen für heutiges Lebensgefühl, Kultworte des *modern lifestyle*. Flexibilität scheint angesagt, auch in der menschlichen Beziehungsgestaltung, an deren Ende der einzelne doch wieder allein ist, mehr noch als zuvor.¹ Menschen von heute, jeder befangen in seinem eigenen Kosmos, deren Umlaufbahnen sich nur hin und wieder berühren.

All das erinnert an die Prinzessin aus unserem Märchen. Der Mensch, dem alles zuhanden ist als Krone der Schöpfung und der doch zunehmend sich selbst überlassen ist, auf sich selbst bezogen und in sich selbst gekrümmt – *homo incurvatus in seipsum*, wie Augustinus den vereinzelt Menschen bezeichnet, unempfänglich für menschliche wie göttliche Kommunikation: das Wort, das Gott an ihn

¹ Vgl. Richard Sennett, *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin 1998.

richtet; die Liebe, die ihn aufrichtet. Es scheint, als habe sich die *conditio humana* in all den Jahrhunderten seit Augustinus nicht grundlegend geändert. Durs Grünbein zeichnet ein düsteres Bild, wenn er den Zeitgeist von heute mit dem Kirchenväterwort der *cupiditas* belegt: „Weltgenußliebe“ -, jener „Gemütsausrichtung auf den Genuss seiner selbst und des Nächsten und alles Greifbaren ohne Bezogenheit auf Gott, deren Hauptelemente“, so Grünbergs Zeitdiagnose, „Unterhaltungslust, Schadenfreude, Sozialneid, sexuelle Verfügbarkeit [sind] und jene leicht vergessliche Form der Todesangst, die man hier Spaß nennt oder englisch unverschämt *fun. Fun*“, so die ätzende Analyse, „ist der letzte, trockene Rest lebensgieriger Seelen, ihr Asbestanteil, absolut unentflammbar.“²

Inmitten einer zur guten Laune verdamnten Spaßgesellschaft, die sich selbst je neu inszeniert und das Leben in grellen Farben zelebriert, erkennt man unschwer die Züge der traurigen, schwermütigen Prinzessin wieder, verwoben im Kokon selbstproduzierter Einsamkeit. Die Melancholie ist die dunkle Schwester der Lebensgier, Kontrapunkt zum Mantra kollektiver Selbsterlösung, die sich doch immer wieder der Tatsache ihrer Gebrochenheit und Unerlöstheit erwehren muss. Aus der Traum von der großen unsterblichen Liebe, die doch nie eintrifft, weil sie gerade voraussetzt, dass man selbst anfängt zu lieben, anstatt auf den Prinzen zu warten, der einen wach küsst. Zurück bleibt jene an sich selbst und an der Welt leidende Schwermut, die nur von außen, mit den zarten Tönen reiner Liebe, aufgebrochen und durchdrungen werden könnte.

„Die ganze Schöpfung“, so klingt es aus dem Römerbrief herüber, „wartet sehnsüchtig auf das Offenbarwerden der Söhne [resp. Töchter] Gottes“ (Röm 8,19). Die ganze Welt wartet sehnsüchtig auf solche Menschen, die sich selbst von dem Lied der Liebe Gottes haben anrühren und aufrichten lassen und die dieses Lied der *Caritas Christi* weiterspielen, hinein in die Herzen ihrer Zeitgenossen. Menschen, die „aus dem Tod in das Leben hinübergegangen sind, weil [sie] die Brüder [resp. Schwestern] lieben“ (1Joh 3,14). Denn das ist die christliche Grunderfahrung, Vermächtnis biblischer Überlieferung, was die Menschheitsgeschichte immer wieder bis in der Gegenwart schmerzhaft erfahren muss: „Wer nicht liebt, bleibt im Tod.“ (1 Joh 3,14). In unserem Märchen wie in der menschlichen Wirklichkeit sind es nicht die Harlekine und nicht die selbsternannten Heilkünstler, die der Welt geben, was sie wirklich braucht. Es sind jene einfachen, schlichten Gestalten, die sich von Gott dazu herausfordern lassen, ihre Berufung zur Liebe zu entdecken und völlig unspektakulär in ihrem Leben zum Klingen zu bringen: „Im Herzen der Kirche will ich die Liebe sein.“³

Lieben aus Berufung, ja Liebe sein – Antwort auf die Liebe, die von Gott kommt, durchlässig und transparent auf Gott selbst: das ist der Dienst, den die Christen der Welt geben können, der Dienst der spielerischen Liebe, der sehr wohl hart, mühsam, anstrengend sein kann. Lieben als christlicher Lebensvollzug ist freilich nichts, was ins eigene Belieben gestellt wäre und nach eigenem *Gusto* gewährt oder entzogen werden könnte. In der Diktion des Märchens heißt es schlicht: weiterspielen - nicht weil

² Durs Grünbein: „Das erste Jahr.“ Berliner Aufzeichnungen. Frankfurt, 2001, 71.

³ Theresia vom Kinde Jesu, Brief an Schwester Marie du Sacré-Cœur, September 1896, (Handschrift B), 201: Selbstbiographische Schriften, Einsiedeln 1974.

man sich selbst und die eigene Lebensmelodie so gern hört und anderen vorführt, sondern weil allein diese Melodie der Liebe die Traurigkeit der Welt aufheitern und ihr den ersehnten Frieden geben kann.

Doch einer Tages bemerkte der Hirtenjunge, dass seine Töne leiser wurden, der Klang wie von weit her kam, und allmählich erkannte er, dass er taub wurde. Er ließ die letzten Töne verklingen und setzte seine Flöte ab, um leise und unbemerkt das Schloss zu verlassen. Doch die Prinzessin wurde noch trauriger als zuvor, und so flehte der König den Jungen an, zu bleiben und zu spielen, auch wenn er selbst die eigenen Melodien nicht hören könne.

Da blieb der Hirtenjunge und setzte leise wieder die Flöte an den Mund, und seine Melodien erklangen so bezaubernd, so klar und so rein, wie er sein Lebtage noch nicht gespielt hatte.

Weiterspielen, auch wenn es weh tut. Damit eröffnet sich das wohl schwierigste Kapitel, das Gott denen zumutet, die sich ihm mit ihrer ganzen Existenz zur Verfügung stellen. „Ein junger Hirt, vereinsamt, wacht im Leeren“⁴, so Johannes vom Kreuz, von seinen eigenen Ordensbrüdern in Kerkerhaft gehalten, der aus der Erfahrung der „dunklen Nacht“ heraus auf den schaut, der als der *Gute Hirt* am Kreuz sein Leben gibt (vgl. Joh 10,11) – für die anderen, „so ganz verlassen im Leeren“. Ohne selbst Liebe zu spüren, findet seine Seele in der „umbildenden Vereinigung“ mit diesem Hirten, in der „geistigen Vermählung“ mit ihm (Garrigou-Lagrange)⁵ Trost und Kraft, um weiterzuspielen und weiterzulieben. Anstatt über fehlende Liebe zu klagen, lehrt ihn die geistliche Erfahrung: „*Lege Liebe dort hinein, wo es keine Liebe gibt, und du wirst Liebe finden.*“⁶ So fängt in dunkler Nacht die Seele selbst an zu singen: „Wie du, der heimlich im Innern / allein in mir wohnt, der Verhüllte, / Augen aufschlägst aus der Nacht! Wie dein Anhauch aus süßem Erinnern, / der mit Wohltun und Glorie gefüllte, / mich liebt und dich lieben macht.“⁷

Auch von anderen Heiligen weiß man, dass sie sich selbst für völlig unwürdig hielten und fest davon überzeugt waren, ihr ewiges Heil verwirkt zu haben – und die dennoch nicht darin nachgelassen haben, mit der eigenen Existenz auf den Gott hinzuweisen, der groß ist im Verzeihen, und dessen Liebe keine Grenzen kennt.

„Lieben, bis es weh tut“, so wird Mutter Teresa, die Heilige aus den Slums Kalkuttas gelegentlich zitiert, doch erst seit der Veröffentlichung ihrer geheimen Auszeichnungen weiß man, wie sehr diese Wunde sie in ihrer eigenen Existenz geschmerzt hat: „Wenn ich jemals eine Heilige werde - dann ganz gewiss eine ‚Heilige der Dunkelheit‘. Ich werde fortwährend im Himmel fehlen, um für jene ein Licht

⁴ Johannes vom Kreuz, *Die lebendige Flamme*. (= *Lectio Spiritualis* 9). Die Briefe und die kleinen Schriften. Johannes-Verlag, Einsiedeln 1964 (Übertragen von Irene Behn), Einsiedeln 1964, 15.

⁵ Vgl. Franz Xaver Münch (Hg.), *Mystik und christliche Vollendung*, Augsburg 1927, 101.

⁶ Vgl. Johannes vom Kreuz, *Brief an Maria von der Menschwerdung*, 6. 7. 1591. Vgl. Günter Benker, *Loslassen können - die Liebe finden: Die Mystik des Johannes vom Kreuz*. Mainz, Grünewald, 1991.

⁷ Johannes vom Kreuz, *Die dunkle Nacht und die Gedichte* (= *Sämtliche Werke*, Bd.2). Übertragen von Irene Behn, Einsiedeln 1961, 29.

zu entzünden, die auf Erden in Dunkelheit leben.“⁸ Sie, die ihre Mission gerade darin sah, das Licht der Liebe Gottes im Leben all derer zu sein, die in der Erfahrung der Dunkelheit lebten, musste selbst eine „unbeschreibliche Dunkelheit“ durchleiden, die mystische Erfahrung der Abwesenheit Gottes, dem sie sich mit ihrer ganzen Existenz verschrieben hatte. „Der Platz Gottes in meiner Seele ist leer – In mir ist kein Gott – Der Schmerz des Verlangens ist so groß – Ich sehne und sehne mich nur nach Gott – und dann fühle ich [noch dies] – Er will mich nicht – Er ist nicht da - ... Gott will mich nicht – Manchmal ... höre ich geradezu den Schrei meines eigenen Herzens – ‚Mein Gott‘ und nichts anderes folgt – die Folter und Qual kann ich nicht erklären.“⁹

Dieses „furchtbare Gefühl der Verlorenheit“, das sich fast zeitgleich mit der Gründung ihres Ordens der Missionaries of Charity einstellte, sollte sie fast bis an ihr Lebensende begleiten. „Ich möchte Ihn lieben, wie er noch nie geliebt wurde – und doch ist da diese Trennung – diese furchtbare Leere, dieses Gefühl der Abwesenheit Gottes.“¹⁰ Ihr Biograph und Mitbegründer des männlichen Zweiges ihres Ordens, hält fest: „Obwohl diese intensive und anhaltende Agonie ihr eigentlich jeden Mut hätte nehmen müssen, strahlte sie eine bemerkenswerte Freude, Liebe und einen großen Enthusiasmus aus. Sie war in der Tat eine Zeugin der Hoffnung, ein Apostel der Liebe und der Freude, denn sie gründete ihr Leben auf nichts als reinen Glauben. Ihr Strahlen besaß eine ‚Leuchtkraft‘, ... die ihrer Beziehung zu Gott entsprang.“¹¹ Wer immer Mutter Teresa persönlich kennen gelernt hatte, kann bestätigen, dass man sich dieser inneren Freude und warmherzigen Liebe, die diese kleine runzelige Person ausstrahlte, nicht entziehen konnte. Es bleibt ein Geheimnis Gottes, dass er gerade seine Getreuen in diese letzte Einsamkeit und Dunkelheit hineinführt und ihnen jene „dunkle Nacht“ tiefster Gottverlassenheit zumutet.

Weiterlieben: jene göttliche Melodie der Liebe weiterspielen, auch dann, wenn man selbst meint, nichts mehr geben zu können; wenn man subjektiv zutiefst von der eigenen Unfähigkeit zu lieben überzeugt ist und den Eindruck hat, mit dem eigenen Unvermögen gerade die Sache Gottes zu verderben: das scheint die letzte große Prüfung für jene zu sein, die den Weg der Liebe, der Selbsthingabe aus Liebe zu Gott, bis ans Ende zu gehen vermögen.

Chiara Lubich, eine der großen charismatischen Persönlichkeiten unserer Zeit, spricht von einer „göttlichen Kommödie“, die Gott denen zumutet, die dem gekreuzigten Jesus, die Verlassenheit vom Vater durchleidend, ähnlich werden und das Werk seiner Liebe mittragen:

„Jedes Mal, wenn Du in deiner Seele die Verzweiflung spürst
und weiter lächelst und anderen von der HOFFNUNG sprichst,

⁸ Mutter Teresa MC an P. Joseph Neuner SJ, 6.3.1962, zit. nach: Brian Kolodiejchuk, Mutter Teresa, Komm, sei mein Licht, München 2007, 11.

⁹ Mutter Teresa MC an P. Joseph Neuner SJ, ohne Datum (wahrscheinlich April 1962), zit. nach: Brian Kolodiejchuk, ebd., 11.

¹⁰ Mutter Teresa MC an Erzbischof Périer, 8. Februar 1956, zit. nach: Brian Kolodiejchuk, ebd., 193.

¹¹ Brian Kolodiejchuk, Mutter Teresa, Komm, sei mein Licht, München 2007, 14.

jedes Mal, wenn du in deiner Seele den Tod spürst
und weiter lächelst und anderen vom LEBEN sprichst,
jedes Mal, wenn du dich sündig fühlst
und weiter lächelst und anderen von der LIEBE sprichst und weiter konkret liebst,
jedes Mal, wenn deine Seele bleiern schwer ist und im absoluten Dunkel
und du weiter lächelst und anderen vom LICHT sprichst,
und wenn dir scheint, eine Komödie aufzuführen und nicht wahrhaftig zu sein,
dann denk daran: das ist die göttliche Komödie, reine Liebe,
dann ist man Jesus der Verlassene.“¹²

Auf dem Hintergrund ihrer persönlichen geistlichen Erfahrung entwickelt Lubich eine *Theologie der Verlassenheit* Jesu am Kreuz und in der Konsequenz eine Spiritualität, die in dem verlassenen Jesus „ihren“ Gott entdeckt, der dazu herausfordert, ihn in seiner Verlassenheit zu lieben und seine durchlitene Gottverlassenheit mit ihm zu teilen. Weiterlieben bedeutet in dieser Perspektive, den Gott zu lieben, der in seiner Liebe bis ans Äußerste geht: bis ans Kreuz und in die Gottverlassenheit. Er, der Gott war, so staunt der Philipper-Hymnus (vgl. Phil 2, 5-11), entäußerte und erniedrigte sich bis in den Tod am Kreuz: Abstieg in die äußerste Gottferne, um, von der Erde erhöht, alle Menschen an sich zu ziehen (vgl. Joh 12,32).

Mit diesem Ausblick auf eine Spiritualität der Gottesfinsternis, in der das Licht der Gottespräsenz paradoxerweise umso heller aufleuchtet, haben wir den weiten Bogen geschlagen, den die Enzyklika Papst Benedikts XVI. vorgezeichnet hat: *Deus Caritas Est*. Diese ist keine sphärisch entrückte, allein innertrinitarisch-perichoretische Liebe, in der Gott sich selbst genügt, sondern eine Liebe, die sich exponiert und inkarniert, die hinabsteigt – bis selbst in die Gottverlassenheit hinein. Sie gibt den Blick frei auf Gott, der seinem Wesen nach Liebe ist, die sich mitteilt, nicht informativ, sondern performativ, umgestaltend, Mensch und Welt in die Wirklichkeit des Himmels hineinverwandelnd (vgl. Offb 21,1). Er sucht den Menschen, um ihn zum Verbündeten, zum Liebenden zu machen, denn die Liebe will geliebt werden.¹³ Und wo die Liebe geliebt, Gottes Liebe mit gelebt wird, da wird der Mensch mehr Mensch, wird Gott mehr Gott. Jene zarten Töne mögen im Lärm der Welt oft untergehen, aber am Ende sind sie es, die bewegen – und die Welt verändern. Gott hat den Beweis dafür schon längst angetreten.

¹² Chiara Lubich: *La commedia umana*, Manuskript, o.J. (Übersetzung vom Autor).

¹³ „Die Liebe wird nicht geliebt“, so klagt schon Franziskus; ein Wort das die heilige Maria Maddalena de' Pazzi später wieder aufnahm. Vgl. Herma Piesch, *Maria Maddalena de' Pazzi*, in: *Reformer der Kirche*, Mainz 1970, S. 837 - 840.